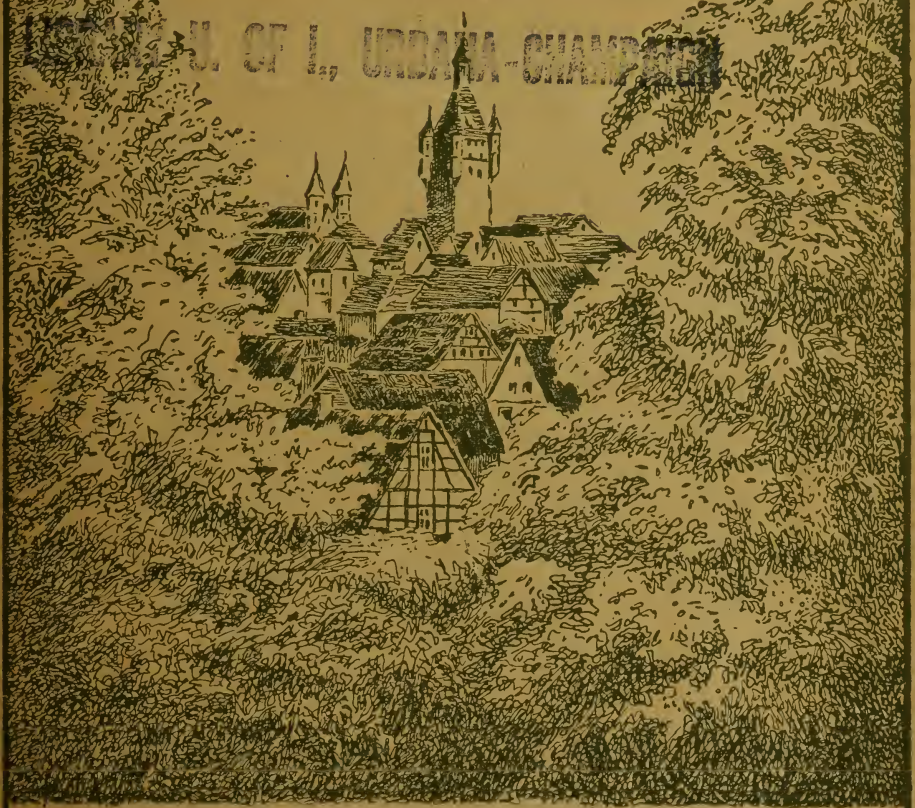
914.3
M585v

Vertäumte Städte



U. OF I., URBANA-CHAMPAIGN

Deutsche Kleinstadtbilder von Fritz Mielert

Berlin, Ferd. Dümmler's V

Fritz Mielert / Verträumte Städte

CENTRAL CIRCULATION BOOKSTACKS

The person charging this material is responsible for its renewal or its return to the library from which it was borrowed on or before the **Latest Date** stamped below. **The Minimum Fee for each Lost Book is $50.00.**

Theft, mutilation, and underlining of books are reasons for disciplinary action and may result in dismissal from the University.

TO RENEW CALL TELEPHONE CENTER, 333-8400

UNIVERSITY OF ILLINOIS LIBRARY AT URBANA-CHAMPAIGN

MAR 15 1985
FEB 15 1995

When renewing by phone, write new due date below previous due date. L162

Verträumte Städte

Deutsche Kleinstadtbilder von Fritz Mielert

Mit 32 Zeichnungen von Willy Neuhaus und Adolf Kraemer

Berlin

Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung

1921

LIBRARY U. OF L. URBANA-CHAMPAIGN

Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung in fremde Sprachen
(auch ins Ungarische), vorbehalten.
Copyright by Ferdinand Dümmlers Verlag, Berlin

Druck von Oscar Brandstetter in Leipzig

914.3
M585V

Städte sind wie Menschen: Persönlichkeiten. Eine jede Stadt hat ihr besonderes Gesicht, Gepräge und ihr Kleid, das sie stärker oder schwächer von anderen unterscheidet. Es gibt Charaktere unter den Städten. Es gibt aber auch seichte, blasierte, nüchterne und protzenhafte Städte. Es gibt albern und schlecht gekleidete und solche mit Philister- und Bürokratenseelen; auch welche mit ausgesprochenen Dumm- und Wasserköpfen. Man findet letztere unter den großen Städten nicht seltener als unter den kleineren, ganz wie bei den Menschen. Spärlicher sind Städte, die anstatt einer Rechen- oder Registriermaschine eine feingestimmte Seele in ihrer Brust wohnen haben. Städte, die reizend wie nachdenkliche Mädchen sind, alte liebereiche Städtemütter, die Geschichten erzählen können und solche, die allerhand Kunstwerke in ihren Mauern bergen; Städte, die gut oder gar zierlich gekleidet, solche, die bauernhaft derb, aber dabei auch urtümlich herzhaft sind, und andere, die wie müßige Landsknechte im Grünen lagern, endlich auch friedvolle, deren Schönheit und Wesen ans Märchenhafte grenzt.

Die allerfeinsten, anziehendsten habe ich unter den kleinen Städten gefunden, die sich aus alten Tagen neben ihrem prächtigen altmodischen Gewand auch ein wundersam versonnenes Gemüt in unsere Zeit hinein bewahrt haben.

Kaum eine von ihnen ist, die nicht im Mittelalter eine erhöhte, zuweilen sogar hervorragende Bedeutung gehabt hat. Ihre Blüte wurde geknickt mit dem Erlöschen der deutschen Hansa und der anderen Städtebündnisse und verging vollends in den Schrecknissen der dreißig lange Jahre währenden soldateskischen Willkür des 17. Jahrhunderts. Die nachfolgenden friedlicheren Jahrzehnte vermochten nur den allerwenigsten deutschen Städten zu einer neuen Blüte zu verhelfen, die zudem meist nur eine scheinbare blieb und zum größten Teil durch Fürstengunst, seltener durch eigene Kraft getragen wurde. Die meisten kleinen Städte lebten still für sich hin und wuchsen in unsere Zeit hinein als verträumte, wunderselige Gaben entschwundener, lebensvoller Jahre.

Von solchen Blumen der schönheitsvollen deutschen Vergangenheit will ich erzählen, sie aber nicht mit pedantischer Genauigkeit beschreiben. Wer also eine Kunst- und Geschichtschronik der kleinen Städte mit gewissenhafter Aufzählung aller Baulichkeiten und Kriegs-, Brand- und Moritaten nebst Benennung eines Schocks von Jahreszahlen erwartet, lege das Buch beiseite und greife zu irgendeinem der üblichen Städteführer. Man wird in ihnen bei all ihrer oft himmelschreienden Jämmerlichkeit immer noch mehr als in diesem Buche finden.

Mir kam es nur darauf an, die Seele der Städte widerleuchten zu lassen. Und da jede Stadt anders ist, nur die Eigenart ihrer Seele festzuhalten versuchen, auch die ihres Gewandes und Gebahrens, kurz, den Scharm ihrer Persönlichkeit, also das, was sie von anderen unterscheidet.

Wer nicht mehr als das erwartet, wird vielleicht Gefallen an den Betrachtungen finden und gleich mir wünschen, daß der persönliche Reiz der nicht allzu großen Schar von bemerkenswerten kleinen Städten, von denen hier nur eine Anzahl zu einem Blütenstrauß vereint ist, noch denkbar lange erhalten bliebe. Was ich im Hinblick auf die immer bedrohlicher um sich greifende Nüchternheit der neuen Zeit noch besonders wünschen möchte ist, daß man die hier geschilderten und ähnliche Gemeinwesen als Stätten stimmungsvoller Schönheit um jeden Preis hüten und nicht durch neue Zutaten, welcher Art sie auch seien, selbst nicht durch sogenannte Wiederherstellungen, verunstalten möge. Daß also neue Häuser, Straßen und Plätze sich nur in gehöriger Entfernung neben den alten Städten anbauen, nicht aber unmittelbar an die Mauern der alten, wie dies in Rothenburg ob der Tauber leider der Fall ist.

Und ferner auch, daß über die Bewahrung des Schönheitsbildes der alten Kleinstädte in allererster Linie Maler und Schriftsteller, um Gottes willen aber keine Architekten allein, das künstlerische Patronat übernähmen. Denn letztere könnten leicht zum Bauen und Wiederherstellen nach ihrer Art verleitet werden, und das ist meist vom Übel.

Inhaltsübersicht

Seite

1. Allendorf an der Werra 9
2. Besigheim an der Enz 17
3. Büdingen am Vogelsberg 22
4. Dinkelsbühl an der Wörnitz 27
5. Eichstätt an der Altmühl 32
6. Fritzlar an der Eder 38
7. Gelnhausen an der Kinzig 48
8. Laubach am Vogelsberg 54
9. Lauffen am Neckar 58
10. Lemgo vorm Teutoburgerwald . . . 62
11. Meersburg am Bodensee 71
12. Michelstadt im Odenwald 75
13. Miltenberg am Main 81
14. Ostheim an der Streu 88
15. Rothenburg ob der Tauber 99
16. Runkel an der Lahn 106
17. Soest in Westfalen 109
18. Wasserburg am Inn 121
19. Wertheim am Main 128
20. Wimpfen am Neckar 132

I. Allendorf an der Werra

Die blumenhafteste aller Ortschaften an der Werra und Weser, und das will bei der reizenden Schar der Städte hierzulande viel besagen, ist Allendorf an der Werra. Hoch thront die Glückliche über dem sonnenwarmen Flusse aus den Thüringer Waldbergen. Viel altes Gemäuer, rechts eine Kirche, links dicht zusammengedrängte Großvaterhäuslein, schmalfrontig und hochgiebelig, stieglitzbunt, zwischen ihnen vollquellendes Grün, blütenübersprenkelt in Gärten und auf Mauern. Unten die goldgrüne Werra und satte, stille Uferwiesen. An ihnen ein paar große Kastanienbäume und eine Pappel, die das Bild in entzückende Teile gliedern, links das Aufblitzen eines breiten Wehrs, über das die Werra mit gleichförmigem Tosen bricht. Sonst aber wundervolle Stille, nur von Bienen und Käfern gelegentlich durchsummt oder von dem Knarren und Ächzen der Räder eines ländlichen Fuhrwerks mehr betont denn unterbrochen.

Über drei, vier Brücken steigt man in der dörflich gepflasterten Straße hinauf zur Stadt. An der obersten Brücke ragt die Stadtmasse übermächtig. Sieht man sie in der späten Dämmerung oder gar in heller Nacht, so ists eine Offenbarung aus uralten Tagen.

Dann wachsen zu beiden Seiten die Mauern und Giebel und zwischen ihnen die vollen Massen der Bäume, in steilen Terrassen zu den Sternen anstrebend; in der ansteigenden Straße ist's ein uralter Klang, wenn die Schritte von den Häuserwänden widerschallen, die klein und bescheiden sind. Dort aber, wo über buckliges Pflaster und tiefe Rinnsteine der Weg zum Markte umbiegt, werden sie urprächtig, und man ahnt durchs Dunkel die Wunderwerke der alten Holzschnitzmeister. Breit ist den Häusern ein Bürgersteig vorgelagert, baumüberschattet. Bänke stehen neben den Haustüren, zu denen oft noch einige Treppenstufen hinanführen. Am Markte ordnet sich die feierliche Häuserschar zu lückenlosem, aber ungezwungenem Geviert, und ein Röhrenbrunnen füllt die nächtige Stille tönend mit seinem vierfachen Akkorde. Am Eck blüht weiß ein Vogelbeerbaum und das Rathäuslein mit hoher Treppe

schläft friedlich, von freundlichen Bäumen umhütet. Dahinter leuchten grünbläulich die Bergwand und unter ihr ungewisse romantische Gassen und Gärten.

Mildstolz und prächtig, wie wir's in der Nacht mehr ahnen denn sehen, muß Allendorf damals gewesen sein, als noch nicht die handwerkliche Blüte gebrochen und gestorben und das Städtlein noch weithin bis über die Grenzen Deutschlands hinaus bekannt

Am Markt in Allendorf

war, als das Allendorfer Salz, das man jenseits der Werra aus altberühmten Quellen gewann, noch in Bremen und Holland ein begehrter Handelsartikel war. Stattlich war die Zunft der Pfänner oder Gebuhren, wie die seit der Römerzeit und früher schon ortsansässigen und zur Ausbeutung des Salzes berechtigten Bürger von Allendorf hießen, und so adelsmäßig ihr Ansehen und Auftreten, so gediegen natürlich ihre Wohlhabenheit, die sich in den alten, hohen Patrizierhäusern von Allendorf widerspiegelt. Selbst als im 16. Jahrhundert die Gewalt des hessischen Landesherrn sich

in die Urrechte der Pfänner mischte und ihnen die Salzgewinnung aus den Händen wand, ward die Wohlhabenheit der Bürger, die stets in Allendorf wohnten und das gegenüber der Werra befindliche Salzlager nie zur ständigen Bewohnung wählten, eine nicht viel unbedeutendere. Bezogen sie doch die für jene Zeit beträchtliche Summe von 38000 Mark Pacht.

Ganz gebrochen konnte die solide Grundlage der Pfännerschaft an der Werra nie werden, und auch nicht vermochte das der fürchterliche 30jährige Krieg, der hier wie vielen andern einst bedeutenden deutschen Klein- und Mittelstädten ihre Daseinskraft für immer ertötete und sie zu jenen idyllischen Ackerbürgerstädtchen mit wunderſamer, großer Vergangenheit werden ließ, an denen heute die deutschen Gaue so reich sind. Jahrzehntelang erneuten sich die Schrecken des Krieges in Allendorf, bis 1637 die Stadt von den verrohten Kroaten Isolanis gänzlich niedergebrannt wurde. Auch die beiden Kirchen und das Rathaus, das ein Schmuckbau der Renaissance gewesen sein soll, sanken in Asche zusammen und von den hundert Häusern blieben nur fünf unversehrt. Selbst nach dieser höllischen Zeit erstand das Städtchen wieder, wenn auch in weit bescheidenerem Gewande als vorher. Rathaus und Kirche wurden in einfachem Stil neu errichtet, aber manch altes Patrizierhaus sah seine Wiedergeburt in glänzender Weise, und die barocke Zeit schmückte nicht nur die Außenwände, sondern füllte auch die Räume mit einer Zier, die noch in unsern gewählt luxuriösen Tagen als staunenswert bezeichnet werden muß.

Vieles ist durch die Gutmütigkeit und Unwissenheit mancher Bürger veräußert worden, verschiedenes aber hat sich erhalten, wie z. B. köstlicher Hausrat in der Kregerschen Patrizierwohnung am Markt. In einem geräumigen Treppenhause, das noch mit alter Bilderzier und Waffen ausgestattet ist, steigt man zu den großen, schönen Räumen im oberen Geschoß empor, die in der Empirezeit eine neue Ausschmückung erfahren haben. Der Saal vornehmlich trägt die Art jenes späten feinen Nachklanges der klassischen Zeit. Von blaßblauen Wänden heben sich weiße Pilastermalereien auf gelbbraunem Grunde ab; am Fries reihen sich in bunter maßvoller Zierlichkeit Girlanden und Götter. Schön sind die gemalten weißen Säulen auf blauem Grunde, und in wohlabgestimmter Reinheit fügen sich zu diesem Schmuck die weißen, reliefierten Türpilaster auf hellbrauner Fläche und die klassischen Köpfe in den girlandenumrahmten Türfüllungen.

Ähnlich, wenn auch weniger vornehm, sind die anderen Zimmer. Den Fries eines derselben bildet ein griechischer Hochzeitszug, dessen Gestalten einen halben Meter hoch sind. Staunenswert ist der alte Hausrat in diesen Räumen. Im Saal ein Eßservice Alt-Meißener Kunst, bei dem jeder Teller anders gemalt ist und für das im Beginn des 20. Jahrhunderts bereits 48000 Mark geboten wurden. Der kunstsinnige Besitzer und Nachfahre des alten Patriziergeschlechts hält in nicht genug zu lobender Weise den ererbten Besitz fest. Es wäre gut, wenn die Stadt diesen wie die andern Schätze, vielleicht mit Beihilfe des Staates, als unveräußerliches Eigentum erwerben möchte. Des weiteren sind erwähnenswert ein sehr hübscher Ofenschirm mit einem Gobelin, der einen dörflichen Kirchgang in Hessen darstellt, und ein Schrank mit ungemein preziöser Einlegearbeit und einer ebensolchen Jagdszene. Ein anderes Zimmer enthält ein Service, weiß mit Goldglanzzier und antiken Figuren und Gruppen in Mattgold, eine Pendule aus schwarzgrau gemasertem Marmor, die gleich einer überraschend schönen holzgeschnitzten Urne ein wundersames Werk ist.

Fesselnder Art ist die Bibliothek dieser Räume, die sich aus Büchern des 19., 18. und 17. Jahrhunderts zusammenstellt. Neben einer vielbändigen „Geschichte unserer Tage von 1832 an" sieht man Hecks Konversationslexikon von 1849 mit seinen prächtigen Stahlstichen, die Allgemeine Weltgeschichte von Rotteck, ferner Kopps Handbuch der Kurhessischen Landesverfassung und Rechtes, 1808, viele Reisebeschreibungen, schöne Literatur, alte, interessante Schriften theologischen Inhalts usw. Zwei Porträts der einstigen Besitzer dieser Schätze, Johann Heinrich Kreger und seine Frau, Anfang des 19. Jahrhunderts gemalt, schauen von den Wänden, beide würdige biedere Landpatrizier, denen das seelische Gleichgewicht aus den Augen spricht. Die Frau ist in blaßblauer, schon damals etwas altmodischer Tracht gemalt, das Gesicht von einer weißen Spitzenrüsche umrahmt.

Die wertvollen Bibliotheksschätze, die das mittelalterliche Allendorf besaß, sind wie so viele andere unwiederbringliche Werte bei dem Brande von 1637 zugrunde gegangen. Was aber keine Kriegsroheit und keine Feuerlohe zerstören konnte, ist die ewig sich erneuende blütenreiche Natur des Städtleins und seine preisenswerte Lage am hohen Ufer der Werra. Kleine Paradiese sind die Gärten hinter den stattlich bunten, erkergeschmückten Häusern Allendorfs, Paradiese voller Wein, leuchtender Schwertlilien und Vogel-

sang. Dazu hinter allen nach Osten sich wendenden Gärten in glückhafte, große Himmelsräume ansteigende Hügelwelten voller Blütenlust, hinter den nach Westen gelegenen aber ein tiefer Abgrund, aus dem zwischen kühlen Riesenlaubkronen der Werra grünes Gold aufscheint, dahinter die leicht überdufteten Bergwände von Sooden, wie sammetgrüne Maulwurfspelze sich wölbend. Zwischen ihnen ein, zwei Waldwiesen, halb im kühlen Schattengrün, halb in der Sonne gelegen, Plätzchen von so berückender Schönheit, daß man sofort zu ihnen hineilen möchte, um ihre Schattenfrische und ihre blumenschillernde Sonnenwärme zu verspüren. In scharfem Weiß blendet vorm grünen Waldberg der alte Kirchturm von Sooden, an der Stelle, wo einst schon Bonifazius eine Kapelle inmitten der Pfännerkolonie erbauen ließ.

Vom alten Sooden, zu dem man über vier Brücken gelangt, ist nicht viel mehr erhalten als ein romanzenhafter Uhrturm und das nicht allzu alte Kirchlein mit den vom salzgetränkten Boden zerfressenen Wänden, einem sehr dürftigen, frösteln machenden Innern, aber einer reich und zierlich geschnitzten Orgel der Rokokozeit. Üppig ist die Natur im schönen Sooden, dessen Salzquellen der Sage nach von badenden Tauben entdeckt sein sollen, aber nüchtern die allermeisten seiner, der jüngsten Zeit entstammenden Bauten, so daß man sich gern wieder dem romantischen Allendorf oder Aldindorf, wie es die alten Urkunden nennen, zuwendet.

Es lebt musikalischer Rhythmus in Allendorfs Schönheit. Die Hauptstraße ist ein mit aller Kraft der Empfindung gespielter Tonsatz, in den Nebengassen, die zu Berge gehen oder in der ruhereichen Idylle der alten Kirche ausklingen, oder aber sich in die kleinen Katzenpfade neben und hinter der Stadtmauer verlieren, ist's ein leises lyrisches Verebben der Melodien mit fragender Terz.

Und dazu rauscht immerwährend der Marktbrunnen seinen harmonischen Vierton. Am Eck des Platzes blüht mollig-weiß der Vogelbeerbaum, und malerisch rot leuchten das Gebälk und die vergoldeten Reliefs daran von den Häusern der Hauptstraße. Um wie vieles bestimmter und zur Augenweide einladender als Steinerker treten die hölzernen hierselbst aus den leicht gewundenen Straßenfronten hervor, mit ihren grobziegeligen Spitzdacheln und den gezierten Wetterfahnen darauf! An manchen Häusern sind die Windbretter, die die Winkel zwischen den vortretenden Ober- und den zurückstehenden Untergeschossen schräg überkleiden, als Firmenschilder in Form hell- und dunkelbraun gebeizter Holztafeln be-

nutzt, was sich sehr apart ausnimmt; und selten fehlt es auch den Türpfosten an schönem Gerank, Weintrauben in Reliefmanier und dergleichen.

Einzelne der Nebengassen, wie z. B. die Schulzenstraße, sind Gebilde von wundersam poetischem Gehalt. Da reihen sich, noch gänzlich lückenlos, die alten Fachwerkhäuschen der kleinen Leute aneinander. Kirschspaliere sind an einzelnen der Wände gezogen, und Fliederbäume brechen mit ihrer lilafarbenen Pracht zwischen den reinen Wandweißen und den braunroten Gebälken hervor. Bunte Topfblumen an den Fensterchen geben jedem Haus etwas persönlich Schmuckhaftes von hohem Reiz. Und alle Farbentöne in der Gasse, samt den klaren Schatten an den Wänden und auf der gepflasterten Straße, wie in der lichten, sonnenüberstrahlten Bergferne, sind so unbeschreiblich rein und ohne jedes Stäubchen, ohne jede Trübung, als wäre die ganze Natur mit Wasser abgewaschen. Und so erscheint denn auch die hier wohnende Armut der vor den Häusern holzhackenden Männer und der aus den Fenstern schauenden Frauen eine verklärte, jedenfalls eine leichtere und anmutigere als die schmutzdurchwirkte der großen Städte. Freundlich ist das Wesen der Leute, und ihre Sprache, hier, an der Grenze zwischen dem „gemietlichen" Sachsentum und den Franken, ein leichtes, erträgliches Sächseln, das im Munde der Allendorfer ganz hübsch klingt.

Von der Schulzengasse aus geht die Straße in die Welt der wandernden Handwerksburschen und Studiosen verflossener Dezennien. Ein Hohlweg führt empor, von Radspuren energisch durchfurcht, von Lerchen umzwitschert. Pappeln bilden eine lange, mitwandernde Reihe an der hohen erdigen Böschung und werfen des Morgens ihre Schatten über den Weg. Außer dem Tirelieren der Lerchen, das Kopf und Herz so leicht macht, ist alles rundumher stille. Tauige Gräser und rötlicher Weg. Weiter oben pinkt ein Finklein im Busch und kündet der Wald sich an mit einem Vogelkonzert, das von Engeln dirigiert zu sein scheint. Da hinauf geht der Weg, wenn man ins Reich der vielwissenden Waldbäume und der Felsen will. Denn hier schwindet der Blick auf Allendorf, das mit der Kirche und den Soodener Bergen wie ein mit viel Liebe erdachtes Landschaftsstück in mäßiger Ferne zu Füßen der Pappelschnur und des gleich gebrannter Siena leuchtenden Weges liegt.

Hier lang hin sich zu strecken zwischen wildem Stock und Stein, uns von den Hummeln was vorsummen zu lassen, die Sprache der Vögel zu lernen, in den blauen Himmel hinaufzuträumen und Luft-

schlösser in die Wolken zu bauen, oder hinunter ins sonnige Städtebild zu blinzeln, was könnte das Leben noch viel Schöneres zu bieten haben?

Unten am Südausgang der Stadt sprudelt ein alter Laufbrunnen geschäftig wie ein Bergquell. Er steht ganz frei auf sonnigem Plan, und erst einige zehn Schritt weiter schattet ein prächtiger Kastanienbaum, in der Blütezeit ein riesengroßer Blumenstrauß. Rings in der Nähe Gassenausgänge und Gartenmauern, und von ihnen allen her ein zweiter Vögelchor, so schön wie jener am Walde droben. Zur Seite das heimelige Gasthaus „Zur grünen Linde". Am Brunnen stand bis ins Jahr 1914 hinein der alte Baum, der dem Gasthaus den Namen gab. Ist's schon so ein wunderseliges Plätzchen in seiner anmutvollen Romantik, so muß es doch, als die alte Linde noch stand und gar erst, als noch das alte Stadttor sich am Ausgang der nächsten Gasse türmte, wie verkörperte Poesie gewesen sein, ganz das wundersame „Am Brunnen vor dem Tore". Mit einem alten Manne, der vorübergeht, komme ich in ein Gespräch und er erzählt mir, wann und wie die alte Linde gefallen sei. Am 12. Mai 1914.

Allendorf

„Und das wissen Sie noch so gut?" frage ich den Weißhaarigen. „Ja," war die Antwort, „den Tag behalte ich, solange ich lebe."

Voller Wonnewinkel steckt das alte Stadtnest allerorten. Die kalte, nach dem großen Krieg erbaute Kirche, in deren einem Nebenraum die Akten und manche Raritäten aus der Blütezeit der Allendorfer und ihrer Pfänner aufbewahrt werden, liegt trotz ihrer Hausbackenheit in einem Kranz der malerischsten Idyllen. Am bestrickendsten aber dünkten mich jene an der unteren Stadtmauer. Da ranken sich über die doppelten Mauern weiße Schleifenblumen, Levkojen, Nelken, Gänsekraut und hochbüscheliges feines Gras, das sich wie grüne Igel spreizt. Und unter dieser überblühten Steinwehr

läuft ein enger Gassenschlund hin, bald auf-, bald absteigend, sich gabelnd und von Häuslein eingefriedet, die nach der Stadt hin liliputanerhaft winzig, nach der Werra hin aber storchenhaft gereckt aussehen, da sie, am abschüssigen Hang hingebaut, auf Stelzen stehen.

Als ich hier zwischen den niedrigen Häuschen und der blumenüberkrönten Stadtmauer einen holzhackenden Mann nach dem Namen einer Blume auf der Mauer frage, ruft schon eine Stimme aus einem der Häuserchen laut und feierlich wie ein Orakel: „Arabis albina", und kurz darauf taucht, fortlaufend die deutschen und lateinischen Namen sämtlicher Blumen auf der Mauern bemooften Häuptern nennend, ein freundliches Männerhaupt an dem einen der kleinen Guckfensterchen auf, das die Gestalt des Mannes knapp umspannt, und an dem benachbarten, ebenso kleinen Fenster lehnt sich eine nicht minder gefällige Frau heraus, und sie grüßen mich vertraut und freuen sich, daß ich so rege Anteilnahme an den stillen Schönheiten des gesegneten Allendorf bezeuge.

Burgartig hoch springt das Gemäuer des Städtchens in schmalen, grünen Terrassen auf, hängende Gärten der Semiramis voll kleiner Geisblattlauben und alter Bäume. Eschen und Pappeln, von Efeu umfangen, ragen inmitten der Pracht gigantisch auf; Wein und Rosen ranken an den Laubentempelchen und den grauen Steinquadern der Mauern, und Goldlack und feine Frauenherzen flechten helle Farbentupfen in die wie aus einem Füllhorn gezauberte Pracht.

In einer der Lauben dieser Gärtchen zu sitzen und aus dunkelgrünem Schattendämmer in die Sonnenlandschaft von Sooden hinüber zu schauen, die Sinne umschläfert von der Musik dieser Landschaft, dem Rauschen des nahen Wehrs, dem wohligen Symphonieren der Vögel, dem Pinken einer nahen Schmiede, dem vereinzelten Aufhallen der Axtschläge eines Holzhackers und dem eintönigen Zischen der Sägemühle unten an der Werra, deren helles Getön gar nicht störend sich hineinmengt in die ganze Schlaraffiastimmung, macht das Arbeiten schwer und das sybaritische Träumen und Sinnen so leicht. Aber wie könnte es auch anders sein an einem Orte, dem die Götter so hold sind, was doch auch schon Merian mit vollem Recht erkannt hatte, als er über sein Bild „Allendorf in den Sooden" die Worte schrieb: „Superi tibi cuncta dedere", d. h. „Alles haben dir die Götter gegeben!"

2. Besigheim an der Enz

Wie im Leben so gibt es auch beim Wandern und Reisen leuchtende Stunden. Mit ihrem Glanz senken sie sich in die Tiefen der Seele, und ihr verklärender Widerschein ist unvergänglicher als der manch sogenannter Höhepunkte des Lebens wie des Reisens, die trotz augenblicklicher Eindrucksfülle doch mit der Zeit ihre Leuchtkraft einbüßen. Für mich bedeutet der Augenblick, da ich das erstemal Besigheim an der Enz sah, eine solche nie auslöschende Weihestunde.

Es war gegen den Abend hin. Die Augustsonne stand tief und schon hinter Tannen und hohen Giebeldächern verborgen, als ich von dem nur wenige Schritte entfernten Bahnhof dem wunderbaren Stadtbilde gegenübertrat. Die Enz irisierte zu den Füßen brüchiger Garten- und Häusermauern hin, und eine gar gewaltige Pfeilerbrücke, ein stummes, lautes Hosiannah auf goldene alte Zeiten, schwingt sich in nicht anders als musikalischem Rhythmus hin zu der Stadt Dächergetürm. Dies aber schien eine Welt von Sonne in sich getrunken zu haben und tönte sie nun mit bunten Gluten wieder.

Unten an der Enz breitete die sommerliche Abendkühle ihre Schatten über dunkelgrüne Wasser, die von vielfarbig glitzernden, beschatteten Edelgesteinen und opalisierenden Perlen durchfunkt, unter der Brücke leicht hinspielten. Hohe Fichten und Linden und niedere helle Strandbüsche badeten grundfarben ihr Bild in der Flutenkühle. Und zwischen ihrem klaren Dunkel leuchtete das Gold der Häuserwände, von rubinfarbenem Gebälk durchschrägt und von scharlachhellen, smaragden betupften Dachflächen gegen das Zoelin des Himmels reinlich geschieden. Über einzelne dieser Wände griff der durchsichtige Halbschatten irgendwelcher anderer Häuser, und auch an der Brücke war die wohlgefügte Steinmasse in das ruhevolle Scheiden des Lichts getaucht.

Nur unter einem Brückenbogen brannte die Wölbung wie pures Gold und warf ihren Widerschein aufhellend in die Märchenwasser

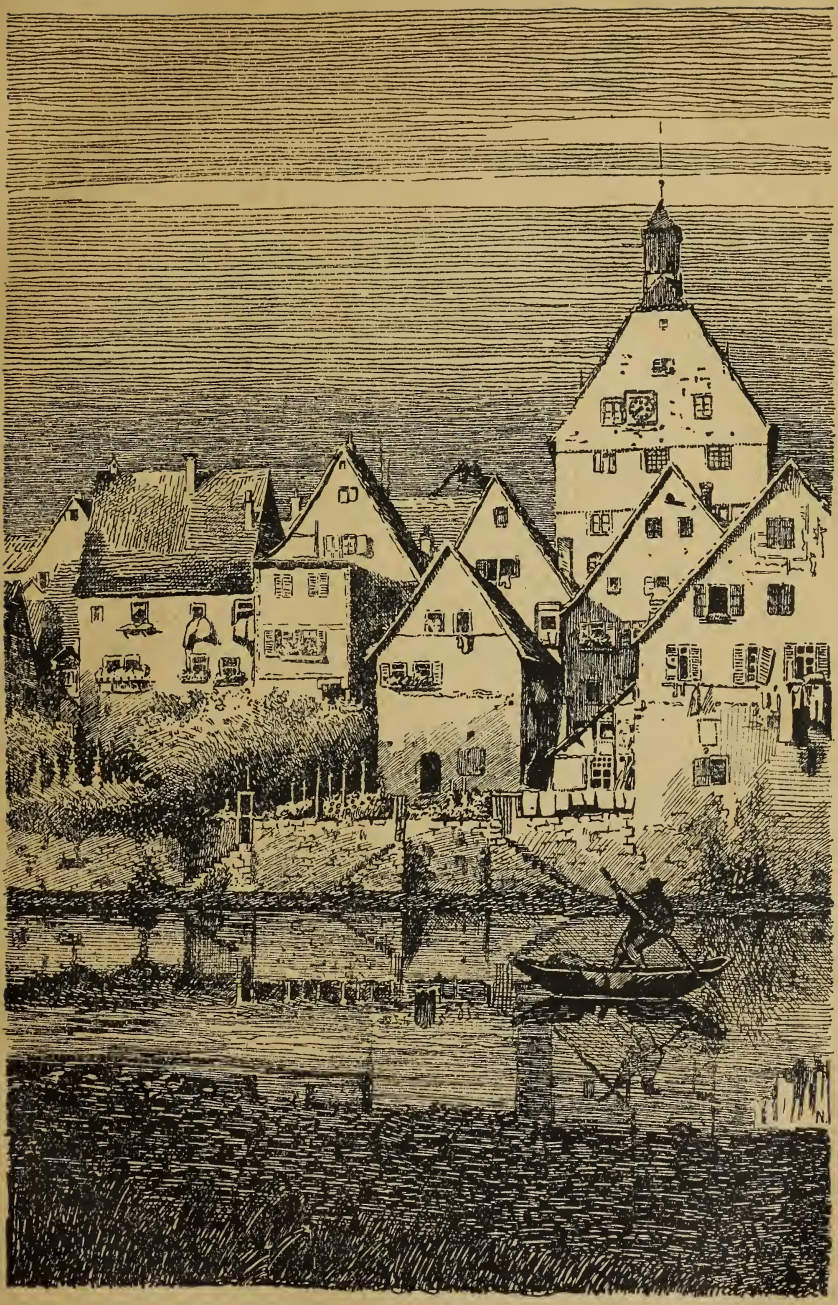
der Enz. Ein wenig unterhalb der Brücke quoll in der ganzen Breite des Flüßchens der milchige Schwall eines Wehrs und füllte die Stille des Abends mit einem Gesange, der wie aus den Tiefen irgendeines, Menschenaugen nicht sichtbaren Reiches der Lüfte, der Baumkronen oder der Wasser zu kommen schien.

Jenseits der Brücke aber lag das, was ich hier nur über ihr lohen sah, in uneingeschränkter Pracht vor mir. Ein verklärtes Erdenbild breitete mir seine Arme entgegen. Wie soll ich dies goldene Lichtmärchen nur beschreiben? Ein Gehäuf bald quer, bald anders gestellter, hoher und kleiner, schmaler und breiter Giebelhäuser steigt in zwei, drei eng hintereinandergereihten Terrassen auf und stellt sich um das wie ein Herzog auf den Schild erhobene Rathaus, das etwas größer als die übrigen Häuser ist und als Zeichen seiner regierenden Würde an den Enden seines Firstes je ein Dachreiterlein trägt, sonst aber schlicht wie die anderen Häuser erscheint.

Und das ist das Packende an dem Stadtbilde, daß keinerlei kunstgeschichtlich bemerkenswerte Bauten sich in die einfachen mischen. Aber die Art, wie sie in lebhafter Gruppierung neben- und übereinander stehen, ihre Mannigfaltigkeit, ihre steilen, schlichten Dächer, die wie die kunstlosen Hauben kleinbürgerlicher Mütter Stirn und Wangen schmal umschatten und die blauen, tiefen Gassenschlitze zwischen ihnen, die hier und da bis in die Wasser der Enz hineinschneiden und im Wasser ihre spiegelnde Fortsetzung finden, wie die ganze übrige mürbsteinerne Pracht ist, was neben vielem andern den unsäglichen Reiz des goldenen Märleins an der Enz ausmacht.

Gärtchen mit stillem Düfteatem sind wie von Gottvaters Hand sorglich in die Winkel zwischen den alten Häusern eingepflanzt und quellen über die brüchigen Mauern, die mit moosumpolsterten Rissen und schmalen Stufen wandsteil wie die Häuser gegen das Wasser stehen. Besonntes Weinlaub und blaue Windenkelche ranken bis zu verwittert grünen Fensterläden und zu Altanen hinauf, aus denen Wäsche hängt und bauschende Betten den letzten Strahl Wärme und Licht in sich saugen.

Und all dies ist nicht etwa schwarzweiß oder grau in grau, nein, wie wenn aus einem himmlischen Regenbogen gefiltert die reinsten und kleinsten Tropfen und Strähnen heruntergesickert und auf den Dächern, Wänden und Gärten belebend haften geblieben wären. Roter Abendsonnenschimmer färbt dies und jenes Haus; unter halb-



Besigheim, Häuser an der Enz

beschatteten anderen spinnen Goldstrahlen ein punktartig auffunkelndes Netz über hundert Blumenkrönchen und Blattspitzen eines Gärtchens; gelbe und grünliche Flächen glühen in mildmetallischem Leuchten, und blauschattig dämmern schon Wände, in lauer Sommernacht Wohligkeiten versinkend; die Dächer aber gluten in allen Farben der Rosen. Und die ganze herzerfrischende Pracht lebt, auf den Kopf gestellt, feenhaft übergrünt in den glatten Wassern wieder, wo schneeweiße Entchen hurtig hin und her schwimmen und mit purrendem Flügelschlag nasses Edelsteingeglitzer um sich aufwirbeln lassen.

Die ansteigenden Gassen der Stadt sind in den Abenden steinerne Schluchten, deren Tiefen geheimnisvoll wie aus dem Erdinnern heraus erhellt sind und deren Wände bis obenhin ungewiß von viereckigen Höhlenlöchern durchbrochen scheinen. Aber eine warme Luft, die des Feierabends nach ruhig-geschäftigem Werktag, mischt sich in die natürliche Kühle der Steine. Frauen und Mädchen stehen in den Haustüren und plaudern leise oder holen Waren im erleuchteten Laden des Krämers, dessen Tür sich mit schrillem Glockengeklinker öffnet und schließt. Kinder vergnügen sich haschend im Lichtschein einer Tür, und der warme Duft von frischgebackenem Brote zieht aus einem dunklen Haus.

Oben, schier bergehoch über der Enz, buchtet sich ein roh umrahmter Platz vor den Goliathbau des Rathauses. Vor ihm, in der Dämmerung wie ein schleuderkecker David, steht eine Brunnenfigur, unter deren Füßen Löwenköpfe aus eisernen Röhren einen dünnen Wasserfaden aufplinkernd in ein Becken fallen lassen. Am Tage entpuppt sich der nächtige David als geharnischter Ritter mit Schild, Barett und Feldherrnstab, der aber „niemand nichts zuleide zu tun gewillt ist".

Noch höher hinauf, am Ende der höchsten Straße, die Kirche, deren ungeschlachte Größe einen als blumenfeines Dorngeflecht geschnitzten Altar mit ausdrucksvollen, großen Figuren hütet. Dicht hinter der Kirche ein Turmriese, und in diesem ein wie für Zwerge berechnetes Pförtchen, das ins Freie und zur Neckarseite führt. Nach dieser hin wendet sich das Städtchen mit frauenhaft graziöser Bewegung, den Abhang voller Obst- und Blumengärten und den Blick in volle grüne Triften gerichtet.

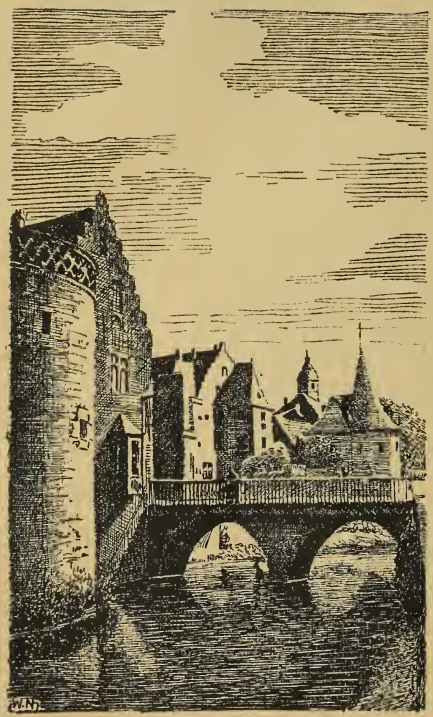
Eine Stunde später lehnte ich aus dem Fenster meiner Gaststube. Die weißbeschürzte Wirtin selbst brachte mich mit tropfendem Kerzenlicht durch die dunkle, holzreiche Diele und über knarrende Trep-

penstufen hinauf in die Stube. Die war so nächtig und mit ihrem einfachen, fast dürftigen Mobiliar, in dem der Wurm bohrte und ihrem Ausblick in zwei Gassen so romantisch, daß ich in der Zeit Seumes zu leben wähnte.

Im Dunkel der warmen Nacht die letzten Ausklänge des Tages. Aus einem unerleuchteten Mansardenstübchen weiche Klarinettentöne, die in melodiös kapriziösem Auf und Nieder die blaue Nacht durchziehen, eine Zeitlang übertönt von dem Knarren eines hochbeladenen Erntewagens, der verspätet die steile Gasse heraufschwankte. Beim eifernden Hü der Männer zogen und mühten sich die Gäule gestrafft daher, und krachend hallte das Pflaster unter ihren stemmenden Hufen wider. In der spärlich erhellten Tiefe eines gegenüberliegenden kahlen Zimmers löste ein Mädchen ihr Haar vor dem Spiegel und beschaute nachdenklich ihr Bild. Ihr Schatten, grotesk vergrößert, fingerte an der halb von einem verlorenen Lampenschein überleuchteten leeren Hinterwand des benachbarten Rathauses auf und nieder und trieb ein komisch diabolisches Gaukelspiel. Die Uhr des Rathauses schlug mitten ins verhallende Lärmen des heimkehrenden Erntewagens eine Reihe greller Stundenklänge.

Dann erlosch drüben das Licht, und mit ihm das spukhafte Schattenspiel an der Rathauswand. Es wurde allgemach still in der schwarzen Tiefe der Gassen und um die himmelhohen, blau umsäumten Dächerberge; nur noch die Perlenschnur der singenden Klarinette schlang sich zierlich durch die schlafende Nacht der kleinen Stadt...

3. Büdingen am Vogelsberg



Büdingen, Am Mühlentor

Trotz der tausend schönen Tore Deutschlands: es gibt kein vollendet schöneres Bild als das des Mühlentores zu Büdingen am Rande der Wetterau. Denn bei keinem ist die Mittelalterlichkeit so wohl erhalten und diese so wertvoll in ihrem künstlerischen, also auch in ihrem malerischen Gepräge als eben hier. Im Vordergrunde einer der runden Turmrümpfe dieser Stadt, die oben anstatt einer Kegelhaube ein zierlich durchbrochenes Steingeländer haben. Der Turmrumpf selbst ist ganz schlicht, hat wenige von Sandsteinquadern eingefaßte unregelmäßige Fenster und Kerkerlöcher, und sein einziger Schmuck ist die ungeheure Rundung und deren verblaßte Purpurfarbe. Daneben fügt sich ein Haus mit Treppengiebel, und über dem Wasser, das unten, ein echter Krötenpfuhl, faul und grün schillert und voller Untiefen und Steininseln ist, hängt an jenem Hause ein Erker, reizend wie die Nürnbergischen, gleich einer Laterne zum Steinwerk der Mauer hinausgereicht. Dicht daran eine zweibogige Brücke und eng zusammengerückt mehrere Gebäudegruppen, ein Kegeldach und ein Kirchturm dahinter, und über der mit Flechten und wildem Gebüsch bewachsenen Ufermauer niedrige Bäume, wie hineingepaßt in kleine Winkel. Alles voller ungestörtem Einklang in den Formen und in den stumpfen, rötlichen und grauen

Steinfarben mit den leichten Schatten dazwischen, daß ich nichts zweites in Deutschland weiß, auch nicht in Nürnberg und in Rothenburg.

Soll ich sagen, daß mich das Mühlentor zu Büdingen etwas an englische Trutzbauten erinnert, an den Tower, auch an die Bastille in Paris? Doch nein, lassen wir diese flüchtigen Anwandlungen. Das deutsche Torbild am Vogelsberg ist durchaus einzigartig, und nur das Maestoso, die ungeheure stumme Musik des ganzen Bildes, hat noch einmal ihresgleichen in Europa, aber auch nur einmal, und zwar in dem auf einen Bergklotz über den Tacho mit Titanenkraft und Titanengeist hinaufgetürmten Toledo.

Aber Büdingen liegt weich eingebettet in die Üppigkeit sonnengesegnetster germanischer Bergflur. Hat auch im übrigen kaum etwas gemein mit der metallisch harten Seele Toledos als dieses Torwunders Geist. Schon das andere Büdinger Stadttor, halb einer Fürstenlaune, halb einer Sage zufolge das Jerusalemer genannt, ist um merkliche Grade weniger martialisch, und da der Wassergraben in einen Gemüsegarten umgewandelt ist, auch weniger malerisch. Die reiche, breite Stirnbinde, phantastisches spätgotisches Maßwerk über Blendbogennischen, die das Tor und die beiden dasselbe einschließenden Rundtürme tragen, ist zu barock, um reine Harmonien auszulösen. Aber den Fremden und Feinden, denen das Tor verschlossen blieb, mußte es in seiner bizarren Schmuckhaftigkeit die Sinne erregen und ein dahinter verborgenes Paradies, eine Art Jerusalem vorgaukeln.

Das Wegenetz innert der Mauern, breite Straßen und sehr enge Gäßlein, ist so reinlich und der Steinbelag so proper, daß man in seltsamen Stuben zu wandeln glaubt, in denen die Wände aus Häusern bestehen. Sonne, Topfblumen, rankender Wein, eine alles verklärende Liebe der Leute zu ihrem Gemeinwesen und eine daraus sich ergebende Pflege desselben, machen die alten Gassen und Straßen in einer Weise traut, daß man sich angenehm behext glaubt. Und daß auf vielen der hohen Giebel, sogar in der Hauptstraße, Störche nisten und das Geklapper dieser Beherrscher der Lüfte feierlich abgedämpft in die Wohnlichkeit der Straßen hinabdringt, wie ein Gruß guter, schützender Luftgeister, vermehrt noch den Zauber der bis auf ganz verschwindende Ausnahmen bejahrten und gediegenen Häuser mit ihren feinroten Steinwänden und den flaschengrün gegen das Licht im Freien abstehenden Fenstererkern. In mehreren Gassen, so in derjenigen, wo sich der mit Holzpfosten

gestützte und überdachte Treppenaufgang des Rathauses in das Bild schiebt und hinter den Dächern ein Stück des Kirchturms aufsteigt, sind die Häuser wie Greise mit gedankenvollen Köpfen und steifen, eingeknickten Knien. Sieht man die bedächtig schaffenden Werktagsleute und die blutfrische Jugend aus den Stuben dieser Häuser in den Gassen, so gibt das alles einen ungemein wohltuenden Zusammenklang.

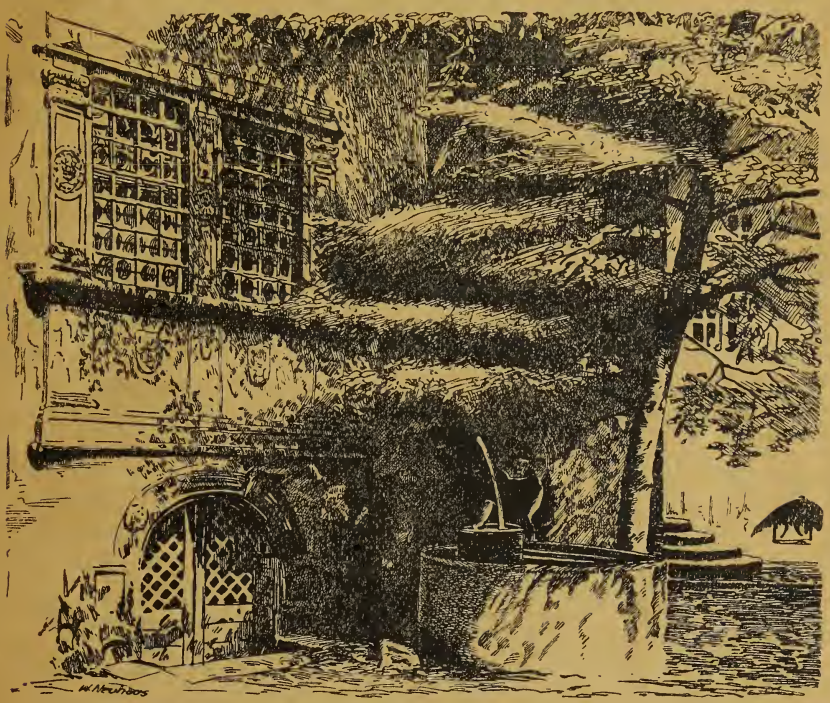
Und wie der siebente Himmel hinter sechs anderen, öffnet, wenn man das Städtchen durchquert hat, das siebenhundertjährige Schloß derer von Büdingen-Pfenburg seine Pforte. Ein breiter Vorplatz, eine Brücke, ein Tor, ein Vorhof und dann ein Schloßbau, an dem kein Fehl ist. Denn so und nicht anders muß ein Schloß aussehen. Nichts Abgezirkeltes vor allen Dingen ist an ihm; unregelmäßig ist es und doch voller Form und Einheit. Vielseitig reihen sich die Gebäude um einen inneren Hof, und alles ist so unwirklich in seiner Wirklichkeit wie ein Roman. Die Fenster, immer zu zweien geschwisterlich nebeneinander, aber unregelmäßig bald hier, bald dort zu sehen, sind vielwissend, geheimnisvoll, die Mansardenfensterchen an den stumpfwinklig aneinandersitzenden Dächern voller Spukgeschichten. Darüber ein Turmriese, ungeschlacht über das Schloß hinwegragend wie ein böser, zwingender Traum. Und ein weicher, dunkler Laubmantel hängt sich an die verwitterten Wände wie ein halb von den Schultern geglittener Pelz. Es ist ein Schloß, das mehr denn andere von galanten Romanziaden wissen muß.

Im dunklen Torweg, an dem immer irgendein loser Windgeselle aus einem Winkel kühle Luft bläst und zwei wilde Keulenträger wie weinliebende germanische Götterknechte halbwankend stehen, öffnet sich der Blick in die sonnige Stille des Innenhofes. Wunderliche alte Welt! Märchenbilder, wohin man sich wendet. Ein grauer, leicht übermooster Baum aus Stein wirft im Schattendämmer einen bläulichen Wasserstrahl in den runden Brunnentrog vor ihm. Auf den grünen Lindenblättern liegt Sonnengold reglos wie hingeregnet. Ein Hauch, und das Märchen kann verschwinden.

Die Hallen und Gemächer füllt schlichte Adelspracht mit vielem guten Waffenzeug und Hirschgeweihen zwischen dunklen Ahnenbildern. Die Hauskapelle aber ist zaubervoller als das Turmzimmer der alten Zauberin im Dornröschenschloß. Eine von Sonnenströmen durchgoldete milchige Helle und unter ruhevoll gebreiteten weißen Gewölben Jahrhunderte alte, vergilbte Fahnen, auffallend viele. In den zerfetzten Tüchern lebt noch die Ehre verblaßten Ruhmes.

Ein ganzes Schlachtenepos wartet in den gestrafften bunten Tüchern, die nicht tot sein wollen, der Auferweckung.

Unten füllt braunes Gestühl die halbe Kapelle, ein Gedicht in Holz. Kraftvolle Blätterranken überkleiden die Seitenwangen, stark betonte Wimpergen bekränzen den Baldachin, und mit Sorgfalt geschnitzt sind Wappen und Regentenbilder in den Rücklehnen. Aber das ist alles kaum mehr als Geschnörkel, was der Wormser Mei-



Büdingen, Im Schloßhof

ster, den Namen wissen wir nicht, seinem Gedicht beigegeben hat. Das Schwingende sind die übrigen Dinge, der lockenschöne Johannes mit dem Giftbecher, der Wappenjubel unter ihm und die sonderbaren Tierfiguren. Gekrümmte Hundeleiber mit jugendlichen Menschenköpfen, wie Frösche hockende kleine Löwen und puppenkleine Heilige, die auf dünnen langen Säulchen stehen. Den Sinn des allen wird nur der Meister wissen. Es drängt mich nichts, ihn kennen zu wollen. Mir ist es genug, mich an dem Wohllaut dieses unbekannten Gedichts zu berauschen wie an dem einer fremden Sprache, wenn sie von einem ihrer dichterisch begnadeten Söhne zum Klingen gebracht wird.

Es ist so märchenstill in dem Raum mit seinen himbeerroten Grabsteinen, den gekreuzigten Leidensmännern aus gotischer Zeit und dem wunderlichen Gestühl. In allem scheint zusammenhängendes geheimes Leben zu sein. Und doch ist alles so still. Nur eine dickköpfige Fliege setzt sich mit frechlautem Gebrumm bald einem der stumpfnäsigen Löwen, bald einem Heiligen auf die Nase. Ich weiß nicht, ob ich lachen oder mich wundern soll über das dreiste Gebahren dieses einzigen Lebewesens außer mir im heiligen Raum. Aber dann ist's mir, als wohne in dem kleinen energischen Ding ein weit seine körperliche Winzigkeit überragender starker Geist, und ich empfinde Achtung vor ihm und denke mir, wenn sein Körperchen, seine federnden Kräfte, sein toller Willen und das unruhvolle Gebahren nur hundertmal vergrößert beständen, welch entsetzlicher Unhold ein solches Wesen für uns Menschen sein würde! Aber welch unziemliche Gedanken an dem märchenheiligen Orte! Oder kommen sie etwa gerade durch ihn? Draußen wehen leise die Bäume durch das Fensterglas, verwischt wie grüne Frauenschleier, und Vögel singen ... und ich schleiche leise hinaus aus der weißen, stillen Kapelle...

4. Dinkelsbühl an der Wörnitz

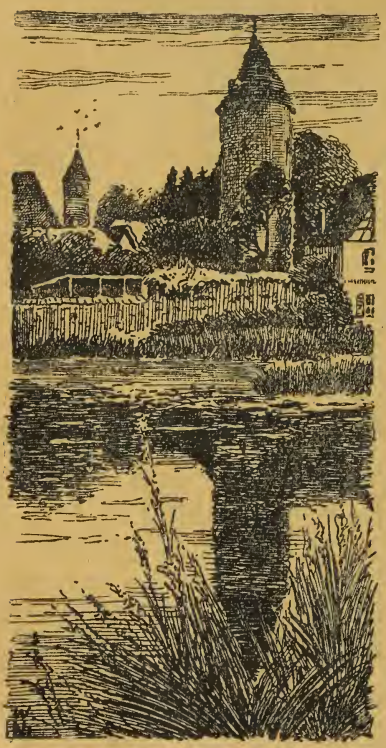
Man hat sich daran gewöhnt, Rothenburg und Dinkelsbühl zusammen zu nennen. Mit Recht, denn wenn sie auch verschieden in ihrem Stimmungsgehalt sind, so sind sie doch von gleicher Art: unberührt gebliebene altfränkische Städte. Rothenburg ist stolzprächtig, Dinkelsbühl verträumten weichen Gemüts. Beides einstige Reichsstädte, doch mit dem Unterschiede, daß man dies wohl der Tauberstadt, nicht aber dem träumerischen Gemeinwesen an der Wörnitz anmerkt.

Welche von beiden Schwestern die reizvollere ist, wird niemand zu sagen vermögen, denn auch Dinkelsbühl kann mit Reizen und Gefühlswerten aufwarten, die unendlich bezaubernd sind, und es kann Stunden geben, in welchen man der Schönen an der Tauber untreu werden und sich der Wörnitznixe mit Leib und Seele verschreiben kann.

Die Stadt ist nicht wie Rothenburg auf die Höhe eines Uferhügels getürmt, kann also nicht in die Lande leuchten wie jene. Sie breitet sich in der sumpfigen Niederung der Wörnitz und lehnt sich verschlafen und breit nur etwas an einen niedrigen Hügel, ohne diesen zu beherrschen. Und doch gehört der abendliche Anblick dieser Stadt zu dem Feenhaftesten, das deutsche Natur zu bieten vermag.

Ich will es zu beschreiben versuchen, wie sich Dinkelsbühl mir an einem Sommerabend bot. Im Vordergrunde breiteten sich hellgrüne Wiesen und ein Teichgewässer von rötlichgrauem und orangefarbenem Schilf umkränzt. Ein feiner Rosaton überhauchte das blanke Wasser, und rotgoldene Sonnenfunken ruhten auf ihm. Dahinter dehnte sich die Stadt als ein schmaler, dunkler Streif, der mit lang auseinandergezogener Dächer- und Turmsilhouette unter einem flammendrot lohenden Himmel und lilafarbenen Wolken sich barg. Die Türme, die in die Himmelsröte aufragten, und einzelne Dächer waren beinah farblos grau und schwärzlich, aber auf vielen anderen Dächern glühte ein rötlich violetter Ton, bei einigen heller, bei anderen dunkler, auf allen aber war er von sammetartiger Weichheit und auf den dunkelsten besonders sammetartig anmutend.

Die Giebel hoben sich etwas deutlicher aus dem Bilde, aber auch ihr Ton war nur ein stark gedämpftes Grau, Bräunlich und Rosa. Und was den wunderbaren Eindruck noch erhöhte, war, daß alle diese Farben nicht klar, sondern von jeder in den anderen etwas hineingemischt zu sein schien. Das Herrschende in diesem Abendgemälde aber war der sammetartig weiche Lilaton der Dächer, ein Bild, wie ich es in diesem Farbenreiz noch nicht anderwärts gesehen habe.



Dinkelsbühl, Am Faulen Turm

Eine unsägliche Ruhe zieht uns in ihren Bann, sobald wir den Mauern von Dinkelsbühl nahe sind. Worin diese Ruhe begründet liegt, wird immer ein ungelöstes Rätsel bleiben. Denn die Häuser sind hier wie anderwärts, einfach und breitmassig wie in Rothenburg und die Gassen still und menschenleer wie ebendort auch. Und doch hat man in der Tauberstadt nirgend so stark das die Füße bannende Gefühl der Ruhe, der einschläfernden Ruhe, als hier. Es könnten getrost diese Häuser auf einem Berge stehen und die Gassen von Menschen wimmeln, die Ruhe würde doch wie etwas Unverdrängbares durchbrechen und herrschen. Und man gibt sich ihr mit Freuden hin. Dinkelsbühl ist eine Insel des Friedens, eine Seelenheimat, wie höchstens noch Meersburg im deutschen Lande.

Und wenn es überhaupt einen Ort gibt, der des deutschen Märchens Urstatt wäre, so möchte ich meinen, daß es nur Dinkelsbühl sein könne. Auf der abendlichen Wiese gegenüber dem Faulen Turm zu sitzen und das Stadtbild samt dem genannten und anderen Türmen sich in dem tiefgründigen Unkenpfuhl spiegeln zu sehen, hat in der überraschend märchenhaften Schönheit nirgend seinesgleichen. Bei aller Pracht des Auslands, bei aller überwältigenden Märchenhaftigkeit hier und dort, ein derart bezauberndes Städtlein wie Dinkelsbühl gibt es auf unserm Planeten nicht zum zweiten Male. Am rechten Winkel des Bildes schaut der runde Faule Turm

trotz seiner schlimmen Vergangenheit (er war ein Gerichts- oder Mordturm) so unschuldsvoll drein und ist doch ein rechter, wenn auch böser Märchengesell. Wenn man nur genauer hinschaut, sieht man ihm bis tief in seine Seele, und man erkennt auch, daß der feine Baum an seinem Gemäuer und das Fachwerkhäuschen im Grünen zu seinen Füßen und jeder Busch an der Mauer, jeder Schilfhalm und die blühenden Zweige, die sich weit über das

Dinkelsbühl, Straßenbild

Wasser neigen, das wie ein einziges großes Märchenauge ist, voller Leben und alle eine große, sich verstehende Gemeinschaft sind. Es gehört nur ein wenig Hingabe dazu, um diese wunderliche Tatsache zu erkennen.

Von den Mauertürmen am Hügelsaum kann man in die Gassen der Stadt hinab- oder hineinschauen, ein ungemein reizvolles Vergnügen. Denn man guckt straks in die Zeit unserer Urgroßeltern und ins 18. Jahrhundert hinein. Mit dem Rücken an die alte Mauer gelehnt, liegt man auf grasigem Plan und guckt wie aus einem Himmel über eine kometensteil sich senkende Gasse und eine

hölzerne Brüstung hinab auf Kleinstadtpflaster und winklig in die Gassen hineinstehende Spitzweghäuslein. Blauer Rauch kräuselt fadendünn aus den Schornsteinen, und verschiedentlich zeigen sich ein paar schwatzende Frauen oder spielende Kinder oder bedächtige Männer. Aber alles ist so friedlich, alles wie Bilder aus den schlichten Kindererzählungen Christoph von Schmids, der ein Sohn dieser Stadt ist, daß man die einfachen Menschen liebgewinnen muß und ihnen alles Gute wünscht, ohne daß man sie kennt.

Ausnahmsweise stattlich ist die gewundene Hauptstraße, in der die Häuser wie alte, zur Parade angestellte Bürgerwehrsoldaten mit und ohne Bäuchlein, groß und klein, geputzt und ungeputzt nebeneinander stehen, und wo jeder der ein wenig komischen Alten seine beste Figur zeigen möchte. Und der Turm der Georgskirche schaut über sie hin wie der Hauptmann, der auf einem lammfrommen Gaul sitzend die Parade abnimmt.

Es ist, als ob sich hier die träumende Stadt den Schlaf aus den Augen gerieben habe und sich mit Gewalt ein bißchen zusammenraffe. Wunderschön sind die Wirtsschilder an den Häusern, und ich glaube, daß sie hauptsächlich deswegen so prächtig sind, weil ihr Geist derselbe gemütvolle ist, der die alten Häuser schuf. Häuser und Wirtsschilder stimmen hier miteinander so organisch zusammen, wie dies keine gewollte Kunst mit aller Grübelei und Wissenschaft zuwege bringen könnte. Dem Gasthaus „Zum weißen Roß" hat das 18. Jahrhundert ein reizendes holzgemaltes Wirtsschild beschert, auf dem ein weißes Roß, Fruchtstücke und nackte Knäblein, alles in artiger, nicht sinnstörender Zusammenstellung, vereint sind.

So wandelt man durch die Straßen Dinkelsbühls und erlebt nichts als Freude, Freude, denn wohin man blickt, ist Schönheit und Harmonie. Der Marktplatz mit seinen bescheidenen und den wenigen prunkhafteren Häusern, zu denen die Kirche wie eine Riesin tritt, ist ein Wunder künstlerischer Ausgeglichenheit. Über allem liegt die gleiche Ruhe gebreitet, und nirgend wird dieser Grundton gestört, sofern man die paar tölpelhaften modernen Zutaten, die aber hier noch verschwindend wenig in Erscheinung treten, übersieht. In der großen Kirche herrscht das Bezwingende weihevoller Riesenmaße. Und der Geist Meister Syrlins, Dürers und Wohlgemuts blickt uns mit seinen Wunderaugen an und läßt uns unser Haupt in dankbarer Demut vor ihren und anderer Werken neigen, die diesen Gottestempel schmücken.

Vor der hohen Kirchenpforte hat die Stadt dem frommen Ge-

schichtenschreiber Christoph von Schmid ein Denkmal errichtet. Der würdige Alte sitzt auf einem Lehnstuhl und erzählt mit der wohltuenden Ruhe, die man der Jugend entgegenbringen soll, zwei glücklich lauschenden Kleinen. Ein Denkmal, das gut in den Frieden des Marktes von Dinkelsbühl paßt.

An jenen Abenden, da ich im Städtlein weilte, ließ in einer flachen Nische des vielwinkeligen Platzes ein Karussell beim Schein der Laternen und Lampen seinen glitzernden Glasflitterputz zu schmetterndem Orgelkastengetön kreisen. Und das junge und alte Volk von Dinkelsbühl stand mit lichtbeschienenen Gesichtern und glänzenden Augen herum oder setzte sich in die bunten Schiffchen und auf die steifbeinigen Pferde. Und auch dies alles fügte sich so wundervoll in den Rahmen der Stimmung. Denn selbst die Lebensfreude, die das wirbelnde bunte Karussell und seine Musik weckten, ward hier zur künstlerischen Ruhe, und das abendliche Leben inmitten der als schwarze Giganten in den blauen Nachthimmel ungewiß hoch aufragenden Häuser und der Kirche war so echt und wundersam in seiner Mittelalterlichkeit und den Lichtwirkungen, daß mir das Ganze wie eine überwältigend natürliche Theaterszenerie erschien. Es mochte aber auch ebenso leicht ein Stück Mittelalter selbst sein, das mir der Sommerabend in Dinkelsbühl bescherte. Und ich glaube eher das letztere als das erste.

5. Eichstätt an der Altmühl

Eichstätt schläft mit Schätzen beladen in einem Winkel des Altmühltals. Dessen Naturpracht umschließt mit einer leidenschaftlichen Hingabe die weiße Stadt, die sich in ihre Arme gegeben hat.

Wer Eichstätt und seine Schätze kennt, muß sich wundern, wie es möglich ist, daß von einer solchen Stadt nicht alle Welt spricht. Dabei führt der Schienenweg Frankfurt und Nürnberg—München nur eine kleine Gehstunde entfernt vorbei und läßt Tag für Tag Hunderte kunstsinniger Menschen ahnungslos, daß in unmittelbarer Nähe eine Stadt von seltenstem Werte sich verbirgt. Eine Stadt, die in ihrer Kostbarkeit und Verlassenheit manches mit dem spanischen Toledo gemeinsam hat und auch ohne Übertreibung das deutsche Toledo genannt werden könnte.

Ich kam eines Sommerabends hin. Noch leuchtete in unnatürlich starkem Glanz die von weitem etwas an den Heidelberger Schloßbau erinnernde Willibaldsburg von wandsteiler Berghöhe. Während ich in der brunnentief unter der Burg gelegenen Talmulde der Altmühl hinwanderte, fielen mir eine Anzahl terrassenförmig gelagerter niedriger Häuschen auf, die wie das Bethlehem einer oberbayrischen Weihnachtskrippe anzusehen waren. Die überstehenden Satteldächer, steinebeschwert, malten kräftige Schlagschatten auf die milchigen Wände und auf reingrüne Fensterladen. Gegenüber steigt eine helle Häusermasse am Ufer mäßig an, und wohl ein halb Dutzend Kirchtürme greifen in die Luft, alle hoch und kernig gereckt.

Vorn, beinahe zu meinen Füßen, das ruhige Wasser der Altmühl, in dem die Uferhäuser und die grünblaue Bergwand sich so klar abzeichnen, daß man das Bild auf den Kopf stellen und doch nicht die Spiegelung von der Wirklichkeit unterscheiden könnte. Welch unwahrscheinlich prächtiges Bild! Wie alt und gebogen die Häuserwände und welche Ruhe bei den Bäumen und Mauern am Wasser, das wie Spiegelglas ist! Ich glaube, wenn ich die Bäume und Mauern berührte, so müßte unbedingt ein Lied oder wenigstens ein schöner Ton sich von ihnen lösen, so künstlerisch schön ist das

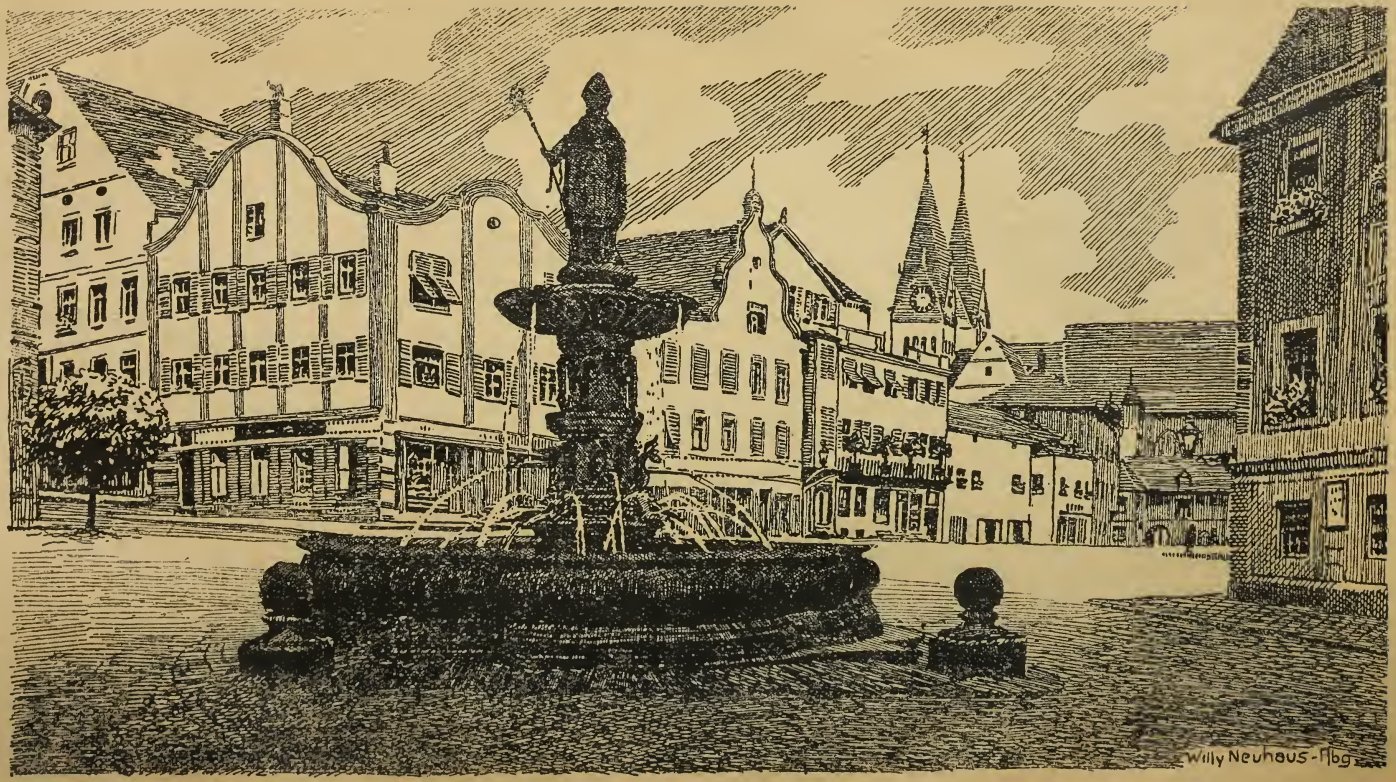
alles vor mir. Und die Menschen gehen über die Brücke, hinüber und herüber, und werfen kaum einen Blick auf dieses Märchen vor ihren Augen. Doch das ist wohl nur, weil sie selbst dazu gehören, selber Figuren im Märchen sind.

Hinter den ersten Häusern reckt sich ein breitbrüstiges Ungetüm, und unter den Zipfelhauben seiner beiden Köpfe, es hat wahrhaftig zwei, schauen große Lichträder, gelbflammende Augen, mich an. In der Dunkelheit zeichnet sich ein barockes Tor zu den Füßen des ungetümen Baues ab, und mächtige, glatte Stadtpaläste aus der gleichen Zeit stehen rechts und links. Die gebogenen Spiegelscheiben der Fenster glänzen noch im vergehenden Licht des Tages, und blitzblanke messingene Glockengriffe reizen, die lauten Schellen zum Erklingen zu bringen.

Im einfachen Gasthaus, dessen Inneres auch am Tage nachtdunkle Höhlen birgt, finde ich Ruhestatt und schlage noch spät abends im unheimlich großen Zimmer die schweren grauen Laden zurück, um in die Gassennacht hinauszusinnen. Die Häuserwände haben die düsterbunte Verwaschenheit der Häuser veronesischer Nobili, doch gleichzeitig kommt mir bei der Ausgestorbenheit der breiten Gassenschlucht und den dunklen, hohen Fensteröffnungen der Gedanke an Katakombengänge und Grabesschächte. Aus unerreichbarer Höhe glimmten die Sterne zu ihnen hernieder, ruhig, ohne Sehnsucht zu haben, die Nacht der Erdengräber zu erhellen.

Am Tage ist das Bild ein anderes. Links weist der rosarote Kampanile des Rathauses zum nahen Marktplatz, woselbst man, etwas viel für den frühen Morgen, aber unvermeidlich, ganz aus dem Häuschen gerät. Denn in Bayern ist kein zweiter Marktplatz gleich diesem und der Gegensatz zwischen der düsteren Gassenschlucht und dem lichtüberfluteten Platz ist wirklich groß. Eigentlich ist's nur ein amüsantes Mittelding zwischen Straße und Platz, eine prachtvolle Unregelmäßigkeit, die Pedanten, welche ohne klare Begriffe nicht zu leben vermögen, eine Nuß zu knacken gibt.

Ein lautrauschender, barocker Brunnen im Vordergrunde, in seinem Unterteil mit Masken, Delphinen und dem Becken alt, oben neuzeitlicher, aber deswegen nicht störend. Willibald, der bischöfliche Apostel bajuvarischer Vorzeit, krönt die Säule, und da ein Bischof mit Stab, Mitra und Meßgewand sehr gut in eine gotische, mehr noch in eine barocke Umgebung paßt, so ist vom ästhetischen Standpunkt nichts gegen den thronenden Kirchenfürsten im Marktplatzbilde einzuwenden.



Eichstätt, Marktplatz mit Willibaldsbrunnen

Und gar die Häuser! Welche Musik spielt und singt, zittert und wellt nicht in allen Flächen, Giebeln und Konturen, in jeder Form und Farbe!

Am Eck ein Bau, der nach zwei Seiten einen runden und mehr flach als hoch geschweiften Giebel wendet und durch schwach vortretende Pilasterstreifen in senkrechte Felder geschieden wird, während die eng aneinandergerückten Fenster, bei denen die aufgeklappten Läden die Verbindung noch lückenloser vortäuschen, die entschiedene Horizontale als Gegengewicht betonen. Daneben ein Haus mit sehr anmutig, aber höchst eigenwillig umrissenem, hochstrebendem Giebel, und weiterhin, wie zur Abkühlung des hochgehenden Jubels, eine einfache, gradlinig strenge Giebelschrägung nach rechts wie links unten, als wollte dies also bedachte Bauwerk sagen: „Nur nicht so lustig und flirrig, liebe Leut', sondern bitt' schön, a bissel ruhig, so und so!" Dabei streckt dieses lehrhafte Haus noch einen seltsamen Erkervorbau vorn heraus, der bedenklich im Widerspruch zu seiner sonstigen Einfachheit steht.

Doch, solche Sonderlichkeit und Strenge ist nur wie ein kleiner herber Tropfen in einem Meer von Lust. Das danach folgende Gebäude berührt mit seinen zahlreichen Fenstern, seinem über die ganze Front sich hinziehenden dünngitterigen Eisenbalkon und den Lorbeer- und Oleanderbäumen auf ihm wie ein Gruß aus dem Lande der Mignon. Warum auch nicht! Welsch wird das Bild trotzdem nicht, nur um einen Grad abwechslungsreicher. Wie gegensätzlich, deutsch-tirolisch wirken dagegen wieder die beiden nächsten schlohweißen Häuser mit den spärlichen Fenstern in den weiten weißen Wandflächen und den hohen Schank- und Kramladentüren im Erdgeschoß! Das übrige verliert sich in eine hellbewegte Gruppe von Fassaden, Torbögen, flachen und hohen Dächern, hinter denen die ruhige Riesenmasse des Domes mit ihren beiden Turmgeschwistern emporwächst, die am Tage aller Furchtbarkeit bar sind und wie brave Zwillinge Hand in Hand nebeneinander stehen.

Nach der andern Seite hin steigt in einer abschüssigen Straße die über Treppen hochragende Walburgakirche auf wie ein mit den Händen emporgehobenes Heiligtum des bayrischen Volks. Das Innere der Kirche hat die befreiende Schönheit vieler bayrischer Barockräume. Aber hier ist es doch noch mehr: Ein schwer vergleichlicher Festsaal der Heiligen in einem Strom weißen Lichts und voll der graziösesten Ziselierungen, eine Symphonie in Weiß, voller hingehaucht zarten Formenfiligrans. Die Orgelseite mit dem zwei-

stöckigen, verglasten Galerienaufbau und den Rokokogemälden in gefälligen Rahmen könnte manchem Theaterraum als Muster dienen.

Von der kleinen Arkadenhalle an der Eingangstür der Kirche schaut man wie von dem Söller eines Palastes in die berückende Landschaft, in der die Willibaldsburg klein aber stark wie eine Perle glänzt. Die idyllenreiche Landschaft und ihr Farbenschmelz erinnern an Fiesole bei Florenz.

Der tausendjährige Willibaldsdom ist der ungleich ernstere Bruder der in Himmelsfröhlichkeit schwelgenden Walburga. Von weißfleckigem Kalkstein aufgebaut, häßlich in der Farbe, ist er überdies wenig angenehm in der Form. Ein klobiger Gesell, dem aber doch Feinheiten des Gemüts nicht mangeln. Denn trotz seiner Gedrungenheit und Bergesschwere ist in ihm ein mit Riesenwillen aufstrebendes Empordrängen, das die Mauern brechen möchte. Von Adel sind Fenster und Figuren, und an dem haushohen Nordportal in seiner nach alter Weise buntbemalten gotischen Pracht wird ein kunstsinniger Mensch nicht mit flüchtigem Blick vorübergehen können. Und wenn es auch weit ergreifendere Domhallen wie jene zu Eichstätt gibt, so doch selten packendere Hochaltarwerke mit überlebensgroßen, herrlich beseelten Heiligen, gegen die die figurenreichen flandrischen Altäre mit ihren Goldpüppchen wie unwürdiges Spielzeug verblassen.

Die Krone der gotischen Kleinode in der großen Kunsttruhe des Altmühltals ist das Mortuarium unter den gelbgrauen Steinfittichen des Domes. Ein Totensaal. Gotische Portale mit schweren Türen leiten in den Dom, eine Gittertür mit einem Metallgekräusel, zart wie auftauchende Gedanken, führt in den Kreuzgang, wo zwischen gelber Steinbogenschwere weiches Grün sichtbar ist. Die Luftigkeit und die lautlos fallenden Lichter und Schatten im Gange sind wie ein schwacher Abglanz zaubervoller spanischer Domkreuzgänge. Der Raum selbst ist eine zweischiffige Halle in großartiger Gotik, gegliedert durch eine Säulenreihe, in der die erste und letzte Säule gedrehte Schäfte haben. In Deutschland findet sich nirgends eine gleich prunkhafte Säule wie jene westliche im Mortuarium zu Eichstätt. Sie ist aller gotischen Säulen märchenfeine Königin.

Und an den Wänden außer einer Flucht bunter Gläser, von gotischem Gestäbe umfaßt, eine überschwengliche Fülle von Epitaphien, Reliefs, Kreuzen, Figuren und Büsten, in die ein Meer von künstlerischem Denken und Fühlen gebannt ist. Insgesamt nebst den in gemessenster Schönheit sich spannenden Gewölbenetz ist es die

Halle für die Totenruhe der hier bestatteten geistlichen Würdenträger. Ihre reliefierten großen Grabplatten, dicht nebeneinander in den Boden gefügt, bilden ein wundervolles Steinparkett. Und nirgendwo fand ich den Eindruck von dem, was die unter den Steinen Ruhenden einst gewesen und was sie nun sind, stärker betont als in diesem Raum mit den vielen in den Erdboden eingelassenen Platten: Aus der Pracht ihres geistlichen Herrendaseins sind sie von der Erde Schoß verschlungen worden, aus dem Leben sind sie, ohne eine Spur zu hinterlassen, in die Tiefe versunken, und nur die flache, gemeißelte Platte gibt schwächliche Kunde von dem, was sie einst waren, und sperrt sich steinern schwer zwischen sie und das Leben.

Noch vieles wäre zu erwähnen. Ich will, von der Überfülle des Ungenannten bedrückt, nur des Treppenhauses im ehemaligen bischöflichen Palaste gedenken. Sein edles Barock muß jene versöhnen, die diesem Kunststil jede Berechtigung absprechen. In dem ruhevollen Ebenmaß seiner Säulen und dem der schwingenden Bögen und Gewölbe liegt eine Schönheit, die dem Höchsten beizugesellen ist, was Schöngeister je geschaffen haben. Sie nebst dem Wunderwerk des eisernen Treppengeländers sind unsterblich wie die Oratorien eines Haydn und Händel und die Dramen Shakespeares, ungeachtet dessen, daß sie in einem kaum gekannten bayrischen Städtchen wie Märchenprinzessinnen Jahr für Jahr in stummer Schönheit ihrer Erlösung harren.

6. Fritzlar an der Eder

Als ich nach Fritzlar kam, war es im Winter, im trüben Licht eines sonnenlosen Nachmittags. Der Himmel war voll von einer schiefergrauen Dichtigkeit, hinter der man ein strahlendes Gefilde voll bunter lachender Heiligen und gelber Wärme verborgen sich träumte, hinter der aber ebensogut ein großes Nichts sein konnte.

Die Landschaft fröstelte und hielt sich starr und reglos unter ihrer nassen Schneehülle, die dickflockig auf den Wiesen an der Eder und in den Gärten lag. Die Eder selbst fror und zeigte das glatte farblose Dunkel offener Flußläufe im Winter. Aus dem Stadthügel über ihr aber brach die Stadtmasse überall hervor wie grobkantige und spitzzackige Kristalle. Der Schnee leuchtete matt und lieh den kristallinischen Formen eine aus dem Himmelsgrau vortretende Helle.

Die Stadt ist weit ausgebreitet auf dem Hügel, und dieser selbst hebt sich wie ein breiter Atemzug der Erde aus dem umliegenden Lande. Der Tag ist so wenig wundersam, und doch steht man stille, freut sich des Anblicks und forscht, worin die bannende Macht desselben begründet ist. Ohne Zweifel in der stattlichen Größe der kleinen Stadt. Dies und die Art, wie ihre wenig sichtbaren Wachttürme gleich sparsam, aber gut verteilten Kämpfern da und dort am ansteigenden Hügel stehen und wie zuoberst die Gruppe der Stiftskirche aus dem weiß-schwarzen Dächergebirg aufbricht, löst gewiß tieferen Eindruck aus.

Aber es ist doch noch anderes mehr. In der Landschaft, die weiter nichts Auffälliges hat und in dem lang hingezogenen Fluß, der bei aller Kleinheit voll Kraft zu sein scheint, der wie aus unendlichen Weiten kommt und in unendliche Fernen zu gehen scheint, liegt bei aller Armut ein großer, heldentümlicher Zug. Der Hügel mit der Stadt fügt sich in diese Eigenart und ist ein Teil davon. Es liegt mehr Straffheit und Herbe in dem Bilde als Lieblichkeit. Das ist auch der Schlüssel dazu, warum der Anblick dieser kleinen Ederstadt wie verkörperte Geschichte ist.

Allzu leicht fallen Stadtbeschreiber in Phrasenhaftigkeit und dichten den Orten heroische Eigenschaften an, die ihnen fremd sind. Hier

aber liegt in der Tat die Geschichte der Stadt um ihre Mauern und Dächer wie die Luft und hängt an ihnen und regt sich mit jeder sich öffnenden Tür und jedem knarrenden Fenster. Was bei anderen Städten nur schwach wahrnehmbar ist, hier ist's zum Fühlen deutlich. Die alten Zeiten können in Fritzlar noch nicht schlafen. Die alte Stadt hat sich überhaupt noch nicht viel geändert. Die paar neuen Häuser und Gebäudegruppen fühlen sich wesensfremd, und im Stadtinnern stehen sie täppisch neben den alten Häusern, deren Derbheit sich ungezwungen gibt, da sie mit dem Boden verwachsen ist.

Fritzlar, Gassenbild

Fritzlar ist noch alt. Und seine Häuser haben noch den Blick und Atem der gotischen und romanischen Zeit. Sie sehen trotz ihres Alters aus, als ständen sie erst ein paar Jahre, und man weiß zuweilen nicht recht, ob dies der Fall ist, oder ob die Jahrhunderte, die zwischen ihrer und unserer Zeit liegen, gar nicht gewesen sind. In manchen Gassen, wie derjenigen am Rathaus, spricht jedes Haus Bücher voll Geschichte. Aus Zeiten, die uns verwöhnten Menschen wenig gefallen könnten, Zeiten voller rauher Einfachheit und grober Sitte.

Des Rathauses ungefüges Mauerwerk und seine Türen und Fenster im Erdgeschoß hauchen die Unwirtlichkeit von Kellerlüften. Man denkt an Gestalten im Bettlergewande und mit Armeleutegeruch, die sich an die kalte Mauer drücken und auf Almosen warten. Das alte Relief des Winterheiligen an der Rathauswand, der dem Bettler die Hälfte seines Gewandes gibt, ist wie ein halbbewußtes Sinnzeichen des unwirschen Gemäuers aus jener Zeit.

Im Inneren waren diese Häuser voll Traulichkeit, wenn auch an Wintertagen die flaschengrünen Butzenscheiben wenig Licht einließen. Aber heimelige, dämmerige Stunden in der gut durchwärmten

Stube müssen es gewesen sein, wenn draußen der Schnee stöberte, der Wind an den Fensterchen rührte und wenn der rote Schein des Kaminfeuers wechselnd die schwergewölbte Balkendecke aufleuchten ließ. Es muß wohl lebenswert auch in diesen Häusern hoch über der eisigen Eder gewesen sein; die Stiftsherren, die der altberühmten Kirche vorstanden, waren schon seit jeher aus adeligem Geschlecht und das Amt des Stiftsprobstes immer die gute Pfründe irgendeines Grafen oder Fürsten.

Die dunkelbunten Mauern sind in Fritzlars Boden wie Fels gewurzelt. An manchen Stellen schaut, halb in die Unfaßbarkeit vergangener Tage zurückgesunken, spitz- und rundbogiges Steingefüge von vermauerten Portalen, und an einer tritt wie ein verratener Gedanke aus der stummen Wand eine Frauenbüste hervor. Die Züge sind verwischt wie die einer Sphinx. Das Siegel der Zeitenweihe hat dem Steinbilde etwas Rätselhaftes gegeben, etwas von dem Kinderzauber einer Märchenkönigin. Die Züge sind nachdenklich, die Schultern, vom Schleier wenig verhüllt, blühen unberührt, und das Haupt trägt eine Krone. Ich will nicht wissen, wer diese Gekrönte ist; des Hauptes Wunder ruht in seiner Rätselhaftigkeit.

Aber uralt scheint es zu sein, uralt wie die Mauern und die Geschichte Fritzlars. Es ist das, was uns beim Wandern durch diese Stadt durchbebt, das mehr als Tausendjährige. Wir sehen um uns Menschen unserer Tage und ihr gewöhnliches Gewerke, aber es bleibt diesen Steinen und der Geschichte gegenüber wesenlos wie der Schattenhauch, den die Mauern werfen. Als man vor tausend Jahren den Sachsenherzog Heinrich in dieser Stadt der thronenden Steine zum deutschen König ausrief, war Fritzlar schon alt und sah auf Jahrhunderte zurück, die mit bedeutender Vergangenheit erfüllt waren.

Seit Bonifazius im 8. Jahrhundert dem alten, längst bewohnten Orte durch ein Kloster neue Bedeutung gab, hatten Feuer und Steinschleudern, Schwerter und Streitäxte sich wohl schon ein dutzendmal an den Mauern und ihren Verteidigern versucht. Aber aus Flammen und Not erstarkte die Stadt, wie der Mensch nach glücklich überwundener Krankheit. Könige und Kaiser würdigten sie viel ihrer Anwesenheit und hielten Reichstage und Kirchenversammlungen zu Fritzlar.

Wie redegewaltig die Mauern dieser Stadt sind! Ihr scheinbares Schweigen verrät nur ihr Wissen. Sie sind voll tönender Klänge

aus der Zeit, da immer wieder neu erbaut aus alten Steinen die große Stiftskirche aufging wie ein immer prachtreicher sich entfaltender Baum. Und aus der Zeit, als die Schule des Chorherrnstifts dem Gelehrtentum der scholastischen Zeit ein Blütengärtlein voller Wärme war. Sturm, der Begründer Fuldas, saß hier zu Füßen Wigberts, und stolz sind die Steine auf Herbort von Fritzlar, der das Lied von Troja schrieb. Stolz auch, da neben der Schule eine Goldschmiedewerkstatt war, die des Goldes sich bediente, welches der Sand des Ederflusses mit sich führte.

Ein Blick auf die mit kirchlichen Prunkgefäßen erfüllten gläsernen Schreine der Schatzkammer zu Fritzlar ist berückend wie der Anblick der märchenhaften Schätze eines orientalischen Nabobs. Das meiste ist barbarisch und naiv, einiges aber hebt sich aus den goldenen und silbernen Unformen heraus als Vermächtnisse wundersamer Gemüter. Freilich vermögen sich auch diese nicht aus der starren Schablone, in die die byzantinisch romanische Kunst ihre Künstler lockte, ganz emporzuringen.

Am klingendsten ist noch die Rückseite eines romanischen Scheibenreliquiars. Ein jubelndes Aufquellen des Gemüts, Freiheit des Herzens offenbart das wunderbare Ornamentgerank, das leicht in Musik umzusetzen sein muß, da es selbst voller Musik ist. Ohne orientalisch zu sein, kündet das Ornament doch seine nahe Verwandtschaft mit dem Orient, und nicht weniger tun dies die beiden hineinverflochtenen lebhaften Fabeltiere. Die Vorderseite des Reliquiars ist im herkömmlichen Byzantinismus erstarrt. Goldsatte Göttlichkeit. Die Halbfigur des Christus mahnt an Buddhagestalten, die aus Knochen geschnitzten Apostelfigürchen sind wie in der Entwicklung begriffene gelbliche Insektenlarven. Aber die großen Köpfe und Hände und die schmächtigen, mumienhaft schmalen Körper sind der damaligen Kunst eigentümlich und deuten nicht auf handwerkliches Unvermögen, sondern auf Absicht. Gesteigertes Gefühlsempfinden sollte hier seinen Ausdruck erhalten. Der Kopf als Träger des Geistes der heiligen Männer und ihre Hände als Spender des Segens sind den romanischen Schnitzern das Wesentliche. Das andere tritt zurück und wird mit Willen verkleinert. Aus keinem andern Grunde wird man die lehrenden Finger des buddha-ähnlichen Christus so stark vergrößert haben.

Die sehr auf nordische Kunst weisende Bekrönung des Reliquiars wird kaum aus Fritzlars Werkstatt hervorgegangen sein. Man könnte das filigran geriefelte Stück mit größerer Anteilnahme be-

trachten, obwohl es nicht glücklich in der Form ist, wenn man nicht wüßte, daß diese Krone des Reliquiars einst der Griff des Bartkammes irgendeines Kirchenfürsten, vielleicht gar des Wigbert oder des großen Bonifazius selber war.

Auffallend ist es, wie geräumig Fritzlar angelegt ist. Innerhalb der Mauern, die wohl an die dreitausend Meter Umfang haben, sind Gärten und Plätze von überraschender Größe, und man hat den Eindruck, daß das Städtchen, das noch nicht einmal zweiundeinhalbtausend Einwohner zählt, ohne Mühe der zehnfachen Zahl Dach und Fach bieten könnte.

Die Stiftskirche ist wie ein großer Reliquienschrein auf den höchsten Platz der Stadt gestellt und von gewaltig freiem Plan umgeben. Vier Umbauten hat die Kirche erlebt, ehe sie die heutige Gestalt annahm. Malerisch prächtig ist der Bau von Osten her, und alle seine später entstandenen Teile so eng an und in ihn verkittet, daß er nicht unwürdig ist, dem festen Gefüge eines Kristalls verglichen zu werden. Steine und Fenster, die zur Zeit Heinrichs und Ottos I. gesetzt sind, zeigt die älteste, von einem Fachwerkgeschoß überbaute Chorrundung. Die neben ihr noch in der romanischen Zeit entstandene Apsis des größeren Hauptchors ist bereits vollendete Schönheit in baumeisterlichem Begriff.

Aber die Vielsprachigkeit dieses Kirchenbaues löst sich in einen einzigen, ungeheuren Aufschrei an der Westfront. Hinter einem hausartigen Vorhallengebäude mit in romanischen Kreuzgängen üblichen Fenstern und Portalen wirft sich die dunkle Steinmasse eines Turmpaares zur Höhe und ein hoch zwischen beide Türme gezwängter massiver Hauseinbau mit romanischen Lichtöffnungen strafft diesen steinernen Aufschrei und leiht ihm verdoppelte Kräfte.

Innen wohnt die Stille, die dicke Mauermassen und Pfeiler zu umschließen pflegen. Viel altes Kleinwerk, aber im ganzen doch eine starke Enttäuschung, weil man sich unvermutet in einem barocken Kirchenraum sieht und weder die gotisch-romanischen Grundformen verdeckt sind, noch das hineingesetzte Barock ein gediegenes ist. Im nördlichen Seitenschiff, wo kein jüngerer Baustil störend eingreift und auf romanischen Säulen gotische Gewölbe ruhen, ist's ein ruhiger Wechsel zwischen Hell und Dunkel, und die schöne Fältelung der Gewölbe ist wie lautloses Auf- und Niederbreiten von Vogelfittichen.

Ein Heer von Schätzen muß diesen mehr als tausendjährigen Andachtstempel im Laufe der Zeiten erfüllt haben. Vieles ist ver-

kommen, verschollen, anderes in Rumpelkammern hinter Moder und Schutt und auf dem Kirchenboden aufgefunden. Das meiste von diesen wiedergefundenen Schätzen ist in der Stiftsbibliothek und den angrenzenden Räumen aufbewahrt. So auch die Pieta eines unbekannten Meisters des 14. Jahrhunderts. Für den ersten Augenblick ein entsetzliches, abstoßendes Werk, bei längerem Verweilen und Vertiefen immer bannender. Der Christus im einzelnen steif, die Beine ungeschickt, der Körper im Gegensatz zu dem Mariens zu klein, das Haupt im Verhältnis zum Körper zu groß. Aber dieses Haupt ist tausend andere gute Christushäupter wert. Die Schrecken der Marter am Leibe, der nur noch ein hilflos steifer Kadaver voll Blutgerinnsel ist, Gerinnseln, die die Hände und Finger dick verkrusten, sind bis zum Ekel ausgesprochen. Das Haupt aber ist voll des ungeheuren Rätsels des Todes. Unlösbares Schweigen liegt über den mühevoll geschlossenen Augen und den leichtgeöffneten Lippen. Nicht einen Hauch von Erklärung wird dieses Haupt mehr von sich geben.

Und darüber Maria.

Ich bin gewiß, daß es dem Künstler darauf ankam, nur eines in der Gruppe zu sagen: nur den Jammer Mariens zu verkörpern. Der Christus ist nur die Nebenfigur, zur Steigerung des Eindrucks nötig, wenn auch nicht unbedingt erforderlich. Diese Maria wächst in ihrem Schmerz erschreckend groß über den toten Körper ihres Sohnes hinaus. Nichts von ablenkenden Einzelheiten. Das Haar schlicht gewellt, der Mantel zurückgeschlagen, Brust und Hals nur leichtgewölbte Flächen, im Gesicht aber ein entsetzliches Weinen. Mir scheint, unter 1000 weinenden Marien ist das Weinen niemals bis zur Grenze des Möglichen so zum Ausdruck gebracht wie hier. Wer dieses weinende Gesicht betrachtet, kann nicht lange ohne Mitgefühl bleiben. Es durchrüttelt ihn selbst eigen das ungeheure Maß des Schmerzes. Unnötig zu sagen, daß die Linien und Farben des Gesichts das Höchste geben, was dem Können eines Schnitzers und Malers zu Gebote steht. Diese Maria ist allein eine Wallfahrt nach Fritzlar wert.

Die Kirche strotzt von Werten. Denn noch sonderbarer als diese gotische Pieta dünken mich die zwei Beifiguren zu dem alten Triumphkreuz. Sie stehen heute in der Bibliothek zu ebener Erde und sind so zur denkbar besten Beschauung dargeboten. Nur Maria und Johannes sind aufgestellt, das Kreuz lag, als ich in Fritzlar war, im Kreuzgange, ein Riesenmarterholz mit einem erschüttern-

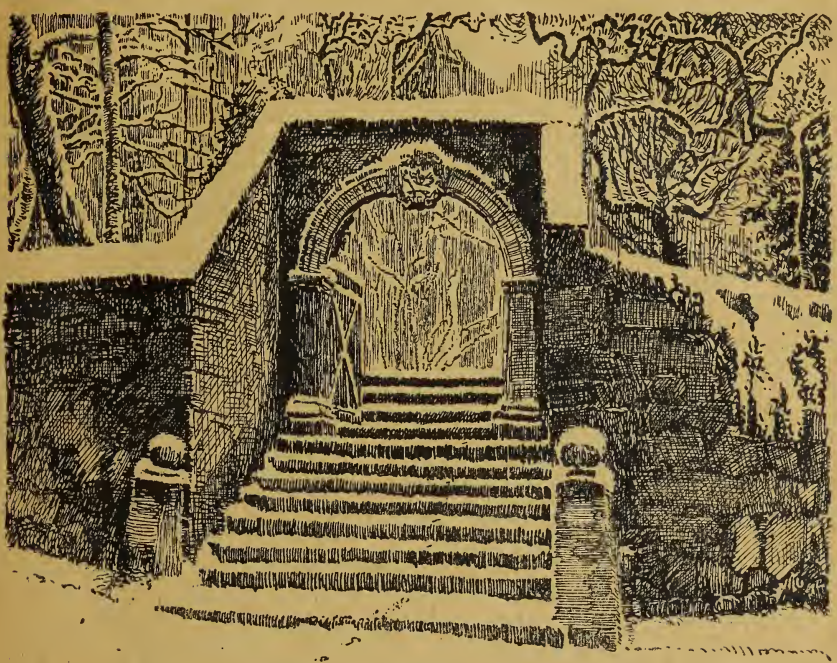
den Korpus daran. Doch, die beiden Nebenfiguren in der Bibliothek sprechen keine geringere Sprache. Beide von einer totenhaften Schlankheit, die Arme an den Leib gepreßt, die Füße gleichgestellt, die um den Körper geschlagene Gewandung straff gerafft, in ruhigen großen Falten niederhängend. Es sind nicht natürliche, sondern stilisierte Falten, wie denn überhaupt die Figuren, selbst die Haltung der Arme und der feinen Hände stilisiert sind. Ganz außerordentlich, wie Johannes seinen Kopf stützt, dieser schemenhaft schlanke Johannes mit dem unnatürlich langen Unterarm, der wie ein erstorbener Gedanke sich zum Haupte hebt. Dieses ist unbeweglich, schwer in tränenlos gewordenem Schmerz versunken, und die Augen schließen sich nicht mehr. Und Maria. Gleichfalls leergeweint, hoffnungsmüde. Ruhe der Erschöpfung nach abgrundlosem Schmerz ist es, was der unbekannte Schöpfer in diesen Gestalten veranschaulichen wollte. Es ist ihm meisterlich gelungen in der Einheitlichkeit der Auffassung, die sich selbst bis auf die in ruhiger Wellung um die Füße liegende Gewandung ausspricht.

So schwer die Unvernunft der letzten Jahrhunderte diese Werke aus der Zeit der salischen Kaiser mitgenommen hat, so sind doch die Gesichter immer noch voller Seele, unendlich feiner Seele. Nur kann wegen der Verwitterung kein Abbild geschaffen werden, das auch die Seele widerspiegelt. Die Nachahmungen aber, die man von den beiden Figuren in Nürnberg anfertigen ließ, sind so stümperhaft, daß sie nur die äußere Form der Urbilder wiedergeben, in den Gesichtern aber nichts als ein hölzernes, blödes Dösen ausdrücken.

Das 16. Jahrhundert hat den alten Werken ein ebenbürtiges beigesellt, und ich stehe ratlos vor den dreien und weiß nicht, welchem ich das Lorbeerreis der höchsten Meisterschaft reichen soll. Ich liebe sie alle drei mit gleicher Liebe und könnte keines dem andern nachsetzen. Das gemeinte dritte und jüngste ist eine mädchenhafte Maria, die ihr Kindlein geboren hat. Es liegt der Knienden zu Füßen und sie faltet betend die feinen, nur etwas großen Hände. Lieblichkeit wohnt in dem nicht schönen, aber weiblich weichen Gesicht, das die vielen Verwitterungsflecken kaum verunziert haben. Mädchenhaft ist der Körper mit den knospenden Brüsten und dem in der breiten Kleiderwoge sich bergenden Leib, bis zu dem eine Prachtflut von gelöstem Haar fällt. —

Der Marktplatz von Fritzlar ist ein Gemach unter freiem Himmel. Die Winterluft ist frisch, und der Schnee wirft auch an

trüben Tagen eine verklärende Helligkeit über die Wände der alten Häuser, so daß eine große Traulichkeit, eine Art familienhaftes Geborgensein diesem Platzgemach eigen ist. Zwei der Häuser zeigen ein handwerksmäßig vorzügliches, wenn auch nüchternes Fachwerkmuster. Das schmalere von beiden hat einen Erker durch alle drei Stockwerke hinaufgebaut, der oben den Giebel durchbricht und in eine Turmspitze endet. Es ist eine Laune, von der man nicht sagen



Fritzlar, Treppenaufgang an der Minoritenkirche

kann, daß sie hübsch wirkt, da sie zu wenig natürlich ist. Aber die beiden Häuser nebeneinander und der vor ihnen stehende Brunnen mit dem Ritter, den das Volk den Roland nennt, ist reizend in seiner Gesamtheit wegen der mannigfaltig sich schrägenden Linien.

Der Winter unterstreicht die Reize durch seine weiße Verbrämung. Der Brunnen mit dem wattiert aussehenden Helden im Panzer ist schon zu Sommerzeiten nicht ohne Komik. Vom Schnee angeweht, ist er drollig und erinnert an die waghalsigen Bekrönungen, die die Zuckerbäcker früherer Jahrzehnte ihren Torten gaben. Aber er ist trotzdem vorzüglich, und dreimal Wehe dem, der ihn verbessern

wollte, denn er ist innerlich verwandt mit den Häusern, die ihr Gesicht ihm vertrauend zuwenden und die, so sicher alte Häuser und Brunnen ihren geheimen Geist haben, einander bestens verstehen.

Dieser Marktplatz ist ein Malerwinkel, dem in Fritzlar nur der Aufgang zum Friedhof der Minoritenkirche gleichkommt. Und dieser ist eines der gelungensten Beispiele dafür, in welch geschwisterliches Verhältnis Natur und Kunst treten können. Mit weniger Mitteln eine schönere Wirkung zu erzielen, dürfte schwer fallen. Es lohnt sich, bis zur Minoritenkirche hinaufzugehen, schon wegen des Portalgiebels an derselben. Ein Sonderling mit einer Seele, in der Märchenträumerei und Wirklichkeitsleben gut gemischt waren, muß hier seine Hand im Spiel gehabt haben. Die Kreuzigungsgruppe im Giebelfelde ist gotische Ramschware und die Erhaltung nicht wert. An den beiden Giebelschrägen aber sitzen nichtschablonenmäßige Blätter, die der Natur nachgebildet sind und drei lose zwischen die großen krausen Blätter gefügte Köpfe. Zwei männliche und ein weiblicher, alle von weltwissendem, feinem Lächeln durchgeistigt. Der weibliche Kopf mit unter einer Krone herabfallendem Tuch, mit halb geschlossenen Augen und leicht vorgeschobener Unterlippe, ist voll verblüffender Lebenswahrheit. Die andern beiden, die der Meister ohne Umzierung gelassen hat, desgleichen. Es sind Menschen ohne Idealisierung und ohne jede Phrase. Man könnte mit ihnen plaudern, wenn sie nicht von Stein und nicht stumm wären, und man würde sich, das ist gewiß, sehr anregend mit ihnen unterhalten können.

Man kann durch Fritzlar nicht wandern, ohne schließlich einem oder dem andern der grauen Mauertürme, der Sturmgesellen aus dem 14. Jahrhundert, zu begegnen. Im Winter tritt ihre Nacktheit und innerliche wie äußerliche Armut stärker als im grüngoldigen Sommer in Erscheinung. Man wird mehr als dann an das nur Lebensroheit, Wunden und Tod kennende Kriegerhandwerk und Büttelwesen der in solcher Hinsicht wahrhaft grauen Zeiten erinnert. Und man denkt an frierende Hexen in dünnen, winddurchwehten Röcken in den Kerkerstuben der Türme. Die Gassenschlitze und Hofwinkel, die auf diese Türme ausmünden, sind nicht weniger voll von Kälte, Armut und Blöße. Man wünscht Stöße von Scheitholz in die Öfen der düsteren Gelasse.

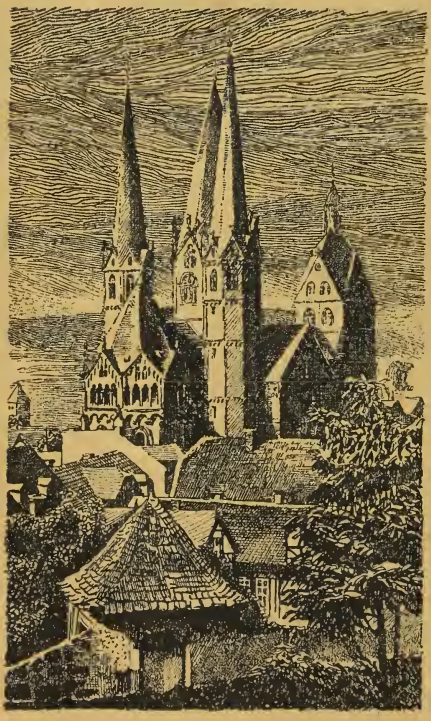
Gegen die Eder hin stellen sich ins Gesichtsfeld der Türme besenfeine Pappeln, die überall in der Umgebung die horizontalen

Landschaftslinien durchschneiden. Den Hügel hinab umspannt die betürmte Mauer die nun fast 700jährige Neustadt. Ein Wetteifern in der Ansehnlichkeit ist in den beiden Städten, und eine schaut stolzer als die andere auf ihre Schwester.

Ihnen zu Füßen an der Eder, die ihres Goldgehalts längst bar ist, liegt eine Idylle, die nichts von dem Stolz der Türme an dem Berge weiß, die alte Steinbrücke und die mittelalterliche Spitalkapelle. Es ist wie ein zum beschaulichen Nachdenken geschaffener Ort. Die Stadt thront hier gerade vor und über uns in groß entfaltetem, starkgegürtetem Stolz. Für den, der Fritzlar sah, ist die Brückenmauer an der kleinen Spitalkirche ein trefflicher Platz zur inneren Sammlung, zur träumerischen Belebung der geschichtenreichen Luft allhier und, wenn man die Lüfte gesprächig zu machen weiß, wüßte ich keinen stimmunggebenderen Ort als diesen, zum Schreiben einer goldenen Chronik der wehrhaften Gottesstadt ob der Eder.

7. Gelnhausen an der Kinzig

Einer Oase gleich heftet sich Gelnhausen an den Berghang. Zu Füßen die flachen weiten Felder der Arbeit und der Schienenstrang mit den zeitweilig darüberhinkriechenden Zügen. Das Städtchen drängt sich an den Berg und zieht den Saum des Kleides an sich. Nur an einer Stelle schleppt das Kleid in die Kinzig hinein, die träge wie eine ruhende gelbgrüne Schlange sich um die Stadt legt. Verhalten atmende Schönheit ist Gelnhausen. Die Röte jungfräulicher Frische leiht ihm einen warmen Schimmer. Am grünen Waldberg klafft die rosenrote Steinbucht, aus der Gelnhausen geboren wurde.



Gelnhausen, Marienmünster

Dicht zusammengepackt sind die Häuser und umringen einer Volksmenge gleich ihr Münster. Das schwingt frei wie ein fünffacher Violinakkord in die Lüfte, die an schönen Sommertagen von südlicher Weichheit sind. Wenn je irgendwo in den deutschen Gauen die nackte Form und Gesetzmäßigkeit ihre Triumphe feiern, so hier in dieser Marienkirche in durchdachtester Art. Der Gedanke ist an sich einfach. Die Flächen sind leer, die ganze Anordnung ohne alle Rätsel, und doch ist der Bau schön in seiner Zusammengehörigkeit, die die fünf Türme verbindet. Das Gebäude mit den Dächern verschwindet unter der Begeisterung der in den Lüften vergehenden Türme, ist aber gleichfalls voller Adel. Nur an dem fünfseitigen

Chor, das ich trotz seiner Breite und Niedrigkeit zu dem Fünfklang der Türme rechne, ist schmuckhaftere Schönheit, frauenhafte. Die Säulchen der Außenarkaden sind wie Harfensaiten. Man glaubt über sie hinstreichen, sie zum Tönen bringen zu müssen. Dies Marienmünster ist klingendste Reinheit, ist der keusche Aufblick einer kindlichen Jungfrauenseele. Nur ein Bauwerk ist ihm in Deutschland vergleichbar, der Dom zu Limburg. Aber dessen Sprache ist leidenschaftsvoll; alle Nerven zittern an ihm vor heiliger Glut, bis zur weltlichen Wollust. Das Marienmünster zu Gelnhausen dagegen ist von nahezu puritanischer Einfachheit. Doch, wenn man es ohne Vergleiche betrachtet, und die Reinheit seiner Rosenfarbe dazu, so ist es Frauenseele ohne eine Spur von Schlacken, wie die Sixtinische Madonna.

Vom Inneren möchte ich schweigen, wenn nicht der Chor wäre. Das kurze Langhaus mit seiner drillichgrauen Wandfarbe ist bis zur Unerträglichkeit nüchtern und hohl. Der Lettner tritt über die Stufen des Chores in das Langhaus vor und ängstigt wie ein Fiebertraum mit seinen wahnbemeißelten Wänden. Aus Sargkisten steigen Tote und schweben, steif und brav hintereinander wie Schulkinder, Gottvater entgegen, dessen Hände sich aus einer Wolke ihnen entgegenstrecken. Die Toten sind klein, trocken und schmächtig, wie Seelchen von Käfern gegen die Teufelsfratzen auf der anderen Seite. Diese sind echt germanische Bauernschädel, mit Kuhohren und kleinen Kuhhörnern, um die ungepflegte dicke Haarbüschel sich legen. Der Oberteufel vollends, er stößt die Verdammten in den flammenden Höllenrachen, ist das Musterbild eines Urgermanen. Nicht gering zu schätzen ist der Meister, der diese Köpfe wie auch die Gruppe der verdammten Gekrönten und Ungekrönten meißelte, die ein splitternackter bäurischer Teufel, mit einer starken Eisenkette umschlungen, hinter sich herzieht. Und an Voltaire gemahnt das philosophische Haupt unter dem Höllenrachen, dessen von Leid oder Leidenschaft tiefdurchfurchte Gesichtszüge der unbekannte romanische Meister in Blätter ausklingen läßt. Das Überraschendste dessen, was ich im Chore sah, waren die blumenhaften Konsolen romanischer Kleeblattbogen, korbartige steinerne Rankengeflechte, in denen hier ein Tier, dort ein auf den Schultern eines andern hockender Mann hineinverstrickt ist. Warum neben der übrigen romanischen Strenge diese unbegründet hervorquellende Üppigkeit, wird niemand so recht zu sagen vermögen. Es berührt wie eine Laune, ein sprunghafter Gedanke, der Verwandtschaft zeigt mit den Ge-

Gelnhausen, Barbarossapfalz

bilden, welche die Kloster- und Palastbauten der Emanuelzeit in Portugal in steinerne Märchenwelten umschufen. Ob sie Heinrich Vingerhuts Gedankenschönheit entsprungen sind? Der rheinische Baumeister hat ja diese kristallische Kirche der Übergangszeit im 13. Jahrhundert erstehen lassen.

Unten, von der Kinzigcirce umfangen, glüht die Barbarossapfalz, eine wundersame Sumpfblume. Befangen werden Augen und Sinn, wenn man in ihren schwer ummauerten Hof tritt, und indische Lotosblütenteiche und darin sich spiegelnde Paläste steigen vor uns auf und entfalten ihren Zauber, wenn die rote Pracht der Palastmauern und ihrer Arkaden sich auftut. Aber diese Fatamorgana des Geistes ist nur ein Gruß der Steinseele hierselbst, der Heimat des Filigranschmucks am Mittelfenster und einzelner Kapitäle der Arkadensäulen. Diese selbst jedoch haben die blauen Lüfte Italiens an ihre rosenprächtigen Steine gefesselt. Sie schmeicheln durch die doppelt gestellte Arkadenreihe so leicht und frei wie durch toskanische Palastfenster.

Und wie die Pflanzen diese Steinseelen lieben, in denen die gebannten Feuer nie erlöschen! Wie die Kiefern ihre Harzdüfte hauchen und die Arme breiten und wie Glyzinien und Efeu die geschmückten Steine liebetoll und doch so zart umschlingen! Nur noch die Palastmauern des lateinischen Ninfa werden so leidenschaftsvoll von Blumen geliebt. Marmorner Wohllaut ist der Gleichklang der gedoppelten Säulen und Bögen, und orientalischem Geschmeide gleichen die ziselierten Kapitäle und der indisch-arabisch gekehlte Bogen des Mittelfensters und sein Filigran. Um dieser Zier allein schon liebe ich die Hohenstaufen und betrauere ihr tragisches Geschick. Ein Geschlecht, unter dem eine solche Kunst blühte und nicht entartete, muß selbst voller Wert gewesen sein.

Ich liege im Grase zwischen großen gelben Maiblumen und lasse meine Seele sich sättigen mit dem Prangen einer uralten orientalischen Kunst, das die Gedanken bis in das ferne Iran auf sonnenflirrenden Flügeln entführt. Und silberne Glocken klingen in mir. Nicht von der Barbarossazeit her. Denn deren Klang haben die Winde mit sich genommen, und der Palast, in dem einst Kaiser Friedrich und Heinrich VI. lebten, ist zu einer Ruine geworden, die eine Schöpfung für sich ist, als wäre sie nie anderes als eine Ruine gewesen. Kaum daß man weiß, daß über der breiten Torhalle die Kapelle der Pfalz gewesen und daß die Fensterarkaden zur Kaiserwohnung gehörten, ohne daß man es sich zu deuten ver-

mag, ob die Arkaden Fenster eines Gemachs oder nur der Schmuck eines Ganges neben den Gemächern waren. Nein, das silberne Klingen geht aus von der Schönheit der Ruine und der Seele der mädchenglatten Säulen vor mir. Und die Klänge schwingen über ganz Gelnhausen, denn es ist etwas Einheitliches in dem Städtchen, wie bei so vielen andern alten Städten auch.

Am Berge, in Gesellschaft der zufriedenen, großschopfig sich breitenden Bäume, sitzen die riesenstarken Mauertürme von Gelnhausen, und unter ihnen, ein Herkules, ruhend und doch immer auf der Wacht, ein halbrundes Bollwerk, der Halbmond, wie er im Volksmunde heißt. Seelenruhe ist bei diesen alten Türmen, die auf die Stadt und die silberfein ausklingenden Türme der Kirche schauen. Es ist ein Ausruhen nach der kämpfereichen Zeit des Mittelalters. Und man ist gern bei den starken Gesellen und der lugenden Mauer und blickt gleich ihnen auf die groben Pfannenziegel der Dächer und in die Höfe und Gassen, die voller spielender Kinder sind. Es ist auffallend, wieviel hübsche und wieviel ausgesprochen romanische Gesichter in den Kinderscharen auftauchen. Schwarzdunkles Haar und braune, schöngeschnittene Augen in elfenbeinfarbenen Gesichtchen. Seltener das blonde Gold eines germanischen Köpfchens. Ist es Zufall, oder ist es Blut von Römern und Toskanern aus Jahrtausende zurückliegenden Tagen? Ich möchte letzteres glauben.

Am Holzturm trete ich ins Freie. Vom Tor und von der Mauer weg auf Anger und in Obstbaumschatten. Nur hundert Schritt von der Mauer fort ein Haus mit arg zerschlissenem Gewand, die alte Gelakapelle. Man erkennt die heilige Bestimmung nur, wenn man in den von Gerümpel und Spinnen belagerten Moderraum späht. Aber die Sage hat sich das verlassene Haus mit den edlen romanischen Fenstern zum Freunde erkoren. Und erzählt von Gela, der holden Gespielin des rotbärtigen Märchenkaisers. Von ihrem Grafenschloß am Vogelsberg schritt sie allmorgendlich hierhin zur Mette. Und ein geheimer Gang führte von hier durch das Dunkel der Erde unter der Stadt hin zur Pfalz an der Kinzig... Kindliche, liebessehnsüchtige Volksmythe.

Die alte Gelakapelle hat Spuren ihrer Adelsschönheit, und wenn die Sonne über ihre Wände spielt, ist sie zum Malen schön. Die Obstbäume schlingen einen Reigen um sie her und die Vöglein singen hier ihre süßesten Weisen. Sonst ist's ganz, ganz still in ihrer Nähe und man hört nur ab und zu einen von den Gräsern auffliegenden Brummer. Und ich sinke ins Gras und lausche die-

ser geschichtenreichen Stille und trinke das Feuergeleucht, das von dem Steinbruch am Berge herüberlockt ... und denke der blumenzarten Sage von der wunderschönen Gela ... bis leise aufschwingender Orgelton und ein frommer Choral aus der Marienkirche drinnen in der Stadt verwehend zu meiner grünen Lagerstatt dringen...

Da glaube ich noch fester an Gela und ihre Liebe zum Märchenkaiser. Als seien nur Tage seitdem vergangen und ich kennete das Grafenkind selbst, das so schwarzseidiges Haar und braune Augen hat wie die Kinder in den Gassen der Stadt. Und als der Klang verstummt und wieder rings nur vogeldurchzwitscherte Stille ist, und meine Augen die graue schüttere Kapelle treffen, da ist's, als höre ich fern, fern von des Bergwalds Flanke die wehe Einsamkeit eines Nonnenklosterglöckleins ... und hinter kühlen Mauern kniet mit leeren Augen Gela, die ihr Jugendglück begraben mußte, um der Ruhe eines Kaisers wegen...

8. Laubach am Vogelsberg

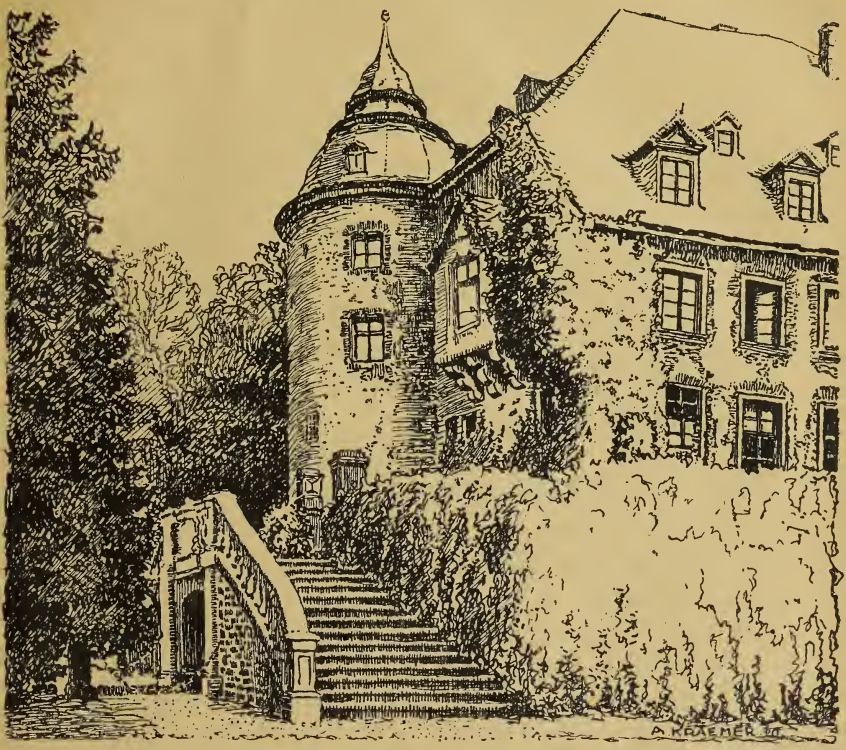
So unglaubhaft es scheint, in den deutschen Landen gibt es noch verborgene Schönheit, die unberührt und lauter wie Kindermärchen ist: Städtchen, die hinter Wäldern und Bergen liegen wie das Heim der sieben Zwerge im Märlein vom Schneewittchen. Laubach am Vogelsberg gehört dazu, obwohl die Bahn an ihm vorüberfährt. Ein helles Entzücken und einen Jubelschrei weckt es schon beim Anblick aus der Ferne. Von einer dunkelgrünen Waldhaube zeichnet sich das alte Schloß mit grauen Türmen ab und darunter, hell im Grünen, ruht friedlich wie ein Kind die kleine Stadt. Ein breiter Berg mit Wald schiebt sich zwischen Erde und Himmel von Laubach, vollmassig und vielfarbig mit rost- und bronzefarbenen Kronen zwischen blausamtnen.

In den Gassen des Städtchens reihen sich alte, nicht aber eigentlich bemerkenswerte Häuser aneinander. Nur in der Wilde-Mann-Gasse pressen sich an die Ecken eines Hauses zwei spindeldürre, auffallende Holzfiguren. Sie sind nackt, mit Lendenschurz bekleidet und anscheinend geschlechtslos, wenn auch die eine Figur einen schwarzen Voll- und einen schneidigen Schnurrbart hat. Beide, die herrlich bunt sind und Kronen tragen, erinnern an Fetische, aber auch an germanisch neolithische Idole.

Der Marktplatz ist durchklungen von den Wassern des Engelbrunnens. Er steht schön im Straßenbilde, dieser Brunnen mit dem klangvollen Namen, und es tut ihm in unserer Achtung gewiß keinen Eintrag, wenn der dickbäckige Engel mit dem satt unschuldsvollen Gesicht wie ein auf die Säule gestelltes, wappenhaltendes Schulmädchen vor sich sieht. Sonst steckt das Städtchen voller Winkel, in denen es nach kienigem Holz, Tannenreisig, Stallung und Kuhmilch riecht.

Die Kirche, deren Wände die frostige Luft der evangelischen Bethäuser des 18. Jahrhunderts hauchen und von der wie ein von Grimmen geplagter Darm ein gedeckter Gang zum Schloß sich durch die Luft windet, birgt den unbezahlbarsten Winkel, das Pastorenhaus. Dieses liegt traut im Grünen und sein Steckenzaun

ist von Rotdorn und Flieder überhüllt. Eine tauige Kühle füllt diese verborgene Welt auch an den heißesten Tagen, und als ich gar des schneehäuptigen Geistlichen ansichtig wurde, der mit der Gießkanne einen feinen Regen über die Blumen seines Gärtleins sprühen ließ, da beschlich mein sonst neidloses Herz das erstemal etwas von dieser gelben Sucht ob des Glücks im Winkel. Und ich ward einen Augenblick irre, ob mein Wanderleben trotz der



Laubach, Schloß

tausendfachen Schönheitsgaben nicht doch verfehlt und dieses behagenreiche Leben, diese Paradiesesruhe nicht doch der bessere Teil seien...

Das Schloß ist, unförmig in der Größe wie in der Anordnung, zwischen alten Bäumen gebreitet. Von der Parkseite her aber hat es in der Seitenansicht und mit einem barocken Treppenaufgang ein romanzenhaftes Gepräge, das alle Mängel ausgleicht. Wenn Abendfriede den Park mit heiligem Schweigen erfüllt, steht dieses Schloß wie eine aus den Lüften hingezauberte Schönheit da. Der

schadhafte Putz, die bewachsene Wand mit dem einfachen Erker und der dicke Turm mit den schlichten unregelmäßigen Fenstern, die leichtgewölbte Treppe, die Kühle, die von allem wie ein köstlich erfrischender Atem ausgeht und die geheimnisvolle Regloſigkeit, in der Schloß und Bäume verharren, ſind, als wäre man unvermutet in eine ſonſt mit tauſend Siegeln verſchloſſene Märchenwelt getreten, in der die Stimme von ſelbſt zum Flüſtern wird und alle Sinne feiner werden. In den deutſchen Landen gibt es trotz aller Wunder nicht vieles, was dieſem Schloßwinkel gleichkommt.

Und wie das freundliche Erſchließen einer wunderreichen Abendwelt iſt es, wenn wir bei ſinkender Sonne aus dem Park zum Berge hinter der Stadt aufſteigen. Unmerklich iſt der Übergang aus der Gepflegtheit der naturſchönen Umgebung des Schloſſes in den Bann des germaniſchen Götterwaldes am Berge. Zwiſchen Buchen und Eichen lockt ein graſiger Pfad hinauf bis in die tiefe Dunkelheit eines Buchenwaldes. Er iſt von Gnomen bewohnt, wenn auch die Menſchen für gewöhnlich die ſeltſamen Männlein nicht ſehen. Und doch bedarf es nur eines Hinhorchens unter den ſchwarzen Bäumen, in denen die allertiefſte Stille herrſcht, gegen die das Märchenſchweigen am Schloß nichts bedeutet. Denn hier oben iſt das Schweigen atemraubend, herzbeklemmend, und man hört hinter den nachtſchwarzen Stämmen das flüſternde Kichern hunderter Gnomen und ihre Bewegungen. Am untern Rande dieſes Waldes, zwiſchen zwei ſehr alten Buchen, wartet eine Bank auf uns. Hünengeſtein wächſt aus dem Grasboden und Grillenzirpen durchſchwingt den Abend, der voll wohligen Ausklingens aller Kräfte des Tages iſt.

Unten geht das Städtchen zur Ruh. Zu beiden, von Wald umrahmten Seiten, dehnen ſich, im warmen Maien einfachbunte Teppichſtreifen, hügelauf nebeneinander ſchmale Felder, rötlichbraun, grün und graugrün. Ein paar Lichtlein blinken wie Sterne aus der Tiefe von Laubach. Zur Seite bewegen feierliche Tannen im leiſe träumeriſchen Schlaf ihre Wedel. Über uns aber recken ſich götterſtark Stamm und Äſte der beiden Buchen, ſchlafſtarre Midgardſchlangen, und durch das große Laubgezack glänzt der Mond, erſt wie Silber, dann wie eine Goldplatte.

Solchen Abend zu verſchlafen, wäre unverzeihlich. Ich lehne noch ſpät in meinem Gaſtzimmer am Marktplatz zum Fenſter hinaus. Über den Platz hin ſchaue ich in die Gaſſen hinein, die maleriſcher ſind als in anderen Städten, obwohl ſie keine ſonderlichen

Bauten aufzuweisen haben. Aber sie sind alle zwei und mehr Menschenleben alt, und da man abends etwaige Wandverzierungen sowieso nicht sieht, so erscheinen diese Häuser von Laubach uralttümlich wie nur irgendwelche. Die Schatten in den Gassen und Durchschlüpfen fließen zu Kohlenschwärze ineinander und die Dächer desgleichen. Eine Flächenwirkung entsteht so, die ich nicht anders denn märchenhaft bezeichnen kann. Die Fenster sind viereckige Tintenkleckse. Die drei über die Straßen hängenden Laternen werfen ihren Lichtschein auf die Häuser, deren Giebel schmal und schief sind und die ein merkwürdiges Leben haben, wie erwachende Tote. Der Brunnen mit dem immer noch artig stehenden steinernen Engel rauscht fort und fort. Kein Mensch ist zu sehen, außer einem Liebespaar, das in einer Ecke mit täppischen Worten schäkert. So leben denn nur die Nacht und die Häuser. Wald und Wiesen hinter dem Städtchen sind ganz dicht bei ihm, daß man selbst auf dem Marktplatz das Grillenzirpen hört. Sie haben ein eigenes, ganz silbernes Tönen, diese Grillen im Mai, wie das feiner Weingläser, die man im schwingendsten Tremolo mit einem Bogen streicht. Und die Ställe hauchen ihren warmen Kuhdunst aus und füllen damit die nächtige Luft in den Gassen und auch auf dem Marktplatz.

Eine Stunde vor Mitternacht löschen lautlos die Lampen aus, und der gute Mond allein regiert nun und bescheint das Städtchen. Im selben Augenblick, wo die gelben Straßenlampen nicht mehr leuchten, ist Laubach in ein blaues Meer getaucht. Die Häuser treten jetzt ungewisser, nur mit gedämpft hellen Flächen aus dem blauen Dunkel. Efeu und Wein an den Wänden sind blau überglitzert, und in die vorher pechschwarzen Schattenströme kommen Abstufungen von hellem bis zum tiefsten Blauschwarz. Wer das Märchen nicht scheut, wandle zu solcher Stunde durch die Gassen des blaunächtigen Laubach, zum Engelbrunnen, zu den wilden Männlein, zum Pastorengärtlein an der gespensterbleichen Kirche und, wenn er das Gruseln und allzu große wundersame Überraschungen ertragen kann, auch in den Schloßpark und hinauf zu den beiden schlafenden Buchen auf der Bergwiese am Gnomenwald...

9. Lauffen am Neckar

Elysisches Gefilde im deutschen Lande, von des Himmels erhabenen Lichtträgern geliebt wie selten eines in diesen Breiten! Du hältst die Reinheit hellenischer Lüfte und schmückst dich damit, wie die Göttlichkeit die Olympischen auszeichnet vor den Erdgeborenen.

Des Neckars seichte Flut geht versonnen glücklich im hellkiesigen Bett dahin wie der Eurotas durch die ewig sommerlichen lakedämonischen Lande. Und einem Tempelsitze gleich aufgerichtet entsteigt dem freundlichen Fluß der geschmückte Fels und die Burgmauer mit dem Turm, der licht gegen den Himmel steht.

Üppige Feste feiern hier die Kinder Floras, und Priester inmitten der Festversammlung sind die Pappeln zwischen den Schattenwonnen ausbreitenden Kindern dieses beneidenswerten Gestades.

Und der Fluß saugt die grüne Blätterkühle in sich und verwebt sie mit dem Bilde der sonnenbestrahlten Burg und des glutweiß dahinter aufflammenden Städtchens, untermalt sie mit dem Azur, den der Himmel sendet, und spielt mit den Diamanten, die die Sonne über die glasglatte Fläche blitzend verstreut. Und berührt mit lindem Kuß den Saum der blühenden Erde.

Jauchzen nur kann hier der Mensch, der nicht verlernt hat, Mensch zu sein, der die Köstlichkeit, Kind wie Gott zu sein, in sich fühlt. Wie die Kinder des Städtchens, die im Strandwasser sich ergötzen und bunte Kiesel suchen, sie suchen und sich ihrer freuen, als wären es Edelsteine, möchte man in die Flut tauchen, sie jauchzend an sich ziehen und sich ihr vermählen. Und von dem lauschigen Gärtlein des Burgberges hinab- und hinausschauen auf die Pracht dieses gesegneten Erdenfleckchens, Kopf an Kopf mit den Blütenbüschen an der Mauer, und in ihrem Verein sich freuen des Bildes, das herrlich ist von den Silberwölkchen im Blauen bis hinab zum rauhen Stein, über den das Leben der Erde kristallen strömt.

O unvergängliche Schönheit an den Ufern dieses Flusses, die du weckteſt den Genius, deinen vertrauteſten, göttlichſten unter den Menſchen dieſer Landſchaft, der dich liebte, als ſei er Blume,

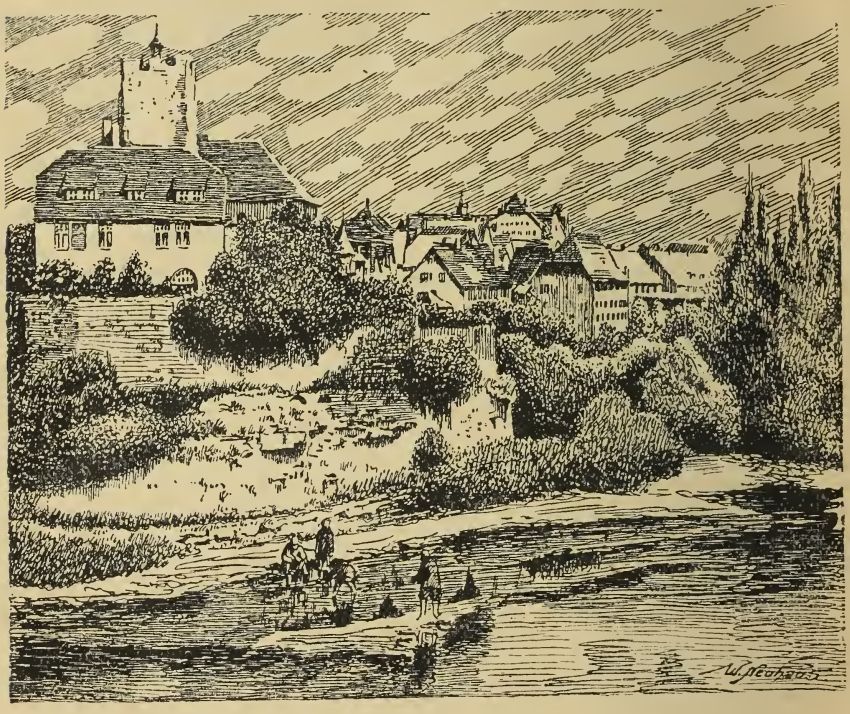
Welle, Sonne und Äther selbst: Hölderlin, der holde, der von seinen Kindertagen in dieser Harmonie der Schönheit singt:

„... Da zur Sonne noch mein Herz sich wandte,
als vernähme seine Töne sie,
und die Sterne seine Brüder nannte
und den Frühling Gottes Melodie,
da im Hauche, der den Hain bewegte,
noch dein Geist, dein Geist der Freude sich
in des Herzens stiller Welle regte:
da umfingen goldne Tage mich.
. . . . . .
Seid gesegnet, goldne Kinderträume,
ihr verbargt des Lebens Armut mir,
ihr erzogt des Herzens gute Keime,
was ich nie erringe, schenktet ihr!
O Natur! an deiner Schönheit Lichte,
ohne Müh' und Zwang, entfalteten
sich der Liebe königliche Früchte,
wie die Ernten in Arkadien..."

Deine hellenische Schönheit, herrliches Lauffen, hat sich selbst den wundersamsten Gefährten in Hölderlins Genius erzogen, hat in ihm aber auch die Opferflamme hellenischer Begeisterung entfacht, die von keines Dichters Altar so anmutvoll, farbenschön und lauter emporstieg, die Menschen zu den Göttern hinaufzog, und sie in sich selbst das Göttliche finden ließ.

Du guter Sänger der göttervertrauten glücklichen Kindheit! Wie herb war dein Schicksal und wie wenig wissen die Menschen von dir! Und doch sollte dich jeder seinen Freund nennen, der Gottheit und Kindheit nie aus sich vertrieben wissen möchte. Wieviel Dank und Gedenken ist dieser Treue wert, der das Wort sprach: „Laßt von der Wiege an den Menschen ungestört! Treibt aus der engvereinten Knospe seines Wesens, treibt aus dem Hüttchen seiner Kindheit ihn nicht heraus! Tut nicht zu wenig, daß er euch nicht entbehre und so von ihm euch unterscheide, tut nicht zu viel, daß er eure oder seine Gewalt nicht fühle und so von ihm euch unterscheide, kurz, laßt den Menschen spät erst wissen, daß es Menschen, daß es irgend etwas außer ihm gibt; denn so nur wird er Mensch; der Mensch ist aber ein Gott, sobald er Mensch ist. Und ist er ein Gott, so ist er schön."

Und Dank und Gedenken dem Hüter des Heiligsten im Menschen, der über die plumpen Erzieher schmäht: „Aber das können die Menschen nicht leiden. Das Göttliche muß werden wie ihrer einer, muß erfahren, daß sie auch da sind, und eh' es die Natur aus seinem Paradiese treibt, so schmeicheln und schleppen die Menschen es heraus auf das Feld des Fluchs, daß es, im Schweiße des Angesichts sich abarbeite... Wie haß' ich alle die Barbaren,



Lauffen am Neckar

die sich einbilden, sie seien weise, weil sie kein Herz mehr haben, alle die rohen Unholde, die tausendfältig die jugendliche Schönheit töten und zerstören, mit ihrer kleinen unvernünftigen Manneszucht! Guter Gott! Da will die Eule die jungen Adler aus dem Neste jagen, will ihnen den Weg zur Sonne weisen!"

Lauffen, du für alle Zeiten geweihte Stätte, die dem Dichter des Hyperion, dem sonnengleichen Sänger, die glücklichste Zeit seines Lebens verschönte! Was kann in dir, wo die Lüfte und die Wellen, die Blüten und die Strahlen, die auf ihnen sich wiegen, seinen Namen mit zärtlicher Liebe nennen, noch anderes locken?

Die barbarisch verdüsterte Sage von der kleinen Regiswindis, dem geheiligten Grafenkinde, dem die Lauffener die finsterstolze Kirche auf dem Fels am Flusse bauten? Oder das wie zornig von der Höhe schauende Mittelalter oberhalb des lieblichen Burgenbildes? Es verhält sich dieses zu den ungefüge dräuenden Häusern wie das liederreiche Athen zum speerschleudernden Sparta, verwirrt unsere olympische Stimmung und läßt uns der Tragik denken, die sich über Hölderlins zweite Lebenshälfte in Grausamkeit senkte...

Wie im Traume wandelt man durch die sonnendurchwallten Gassen und scheut das Erwachen. Durch einen finsteren Tunnel hin ersteigt man über brüchige Treppenenge den Plan der Regiswindiskirche hoch über dem glänzenden Neckar. Gequält wendet man sich ab von der verunzierten Kirche und sucht das mißgestimmte Bild zu vergessen im Blick auf das wellenumplätscherte Felseiland gegenüber.

Und mit Freuden den Odem des Neckars fühlend, wandern wir über die Brücke hin zur freundlichen Burg im Strom, wo verständiges, menschliches Fühlen der Väter der Stadt alljedem das Törlein zum reizenden Gärtchen an der Zinne des Felsens geöffnet hält. Und mit stillem Staunen, welch göttliche Kräfte doch auch im Geiste des schlichten Mannes wohnen, der mit wenig Mitteln, die langweilende Symmetrie meidend, Schönes zu schaffen versteht, freuen wir uns der prächtigen Häuser dieser Alten mit den anmutigen Erkern und Baldachinen über den Türen.

Und freuen uns all dessen und schließen es zusammen zu einem einzigen Gemälde, das sich uns in die Seele malt als das reizende Eden, das eines unserer liebwertesten und größten in Apollon geboren.

10. Lemgo vorm Teutoburgerwald

Mitten im Lande der Lippeschen Rose ist deren kostbarstes Städtejuwel geborgen. Von einer oft im schönsten Dunkelblau schimmernden Bergwand hebt sich das breitgelagerte Städtchen mit den beiden kalkweißen Türmen der Stadtkirche voll leuchtender Spitzlichter und duftiger Schatten plastisch ab, wenn man sich ihm auf der linde auf und ab verlaufenden Landstraße von Laage her naht. Ein viereckiger Mauerturm und ein paar andere bereiten unser Sinnen und Sehnen schon auf das vor, was wir gern von Lemgo, dem ältesten Städtewesen im Lippeschen Lande, wünschen und erhoffen. Und freudig grüßen wir die vielzackige Reihe schmaler Giebelhäuschen, mit denen das Städtchen sich gegen sein Flüßchen, die Bega, wendet.

Die Tore und Mauern, die Fallgatter und Wallgraben, die dem mittelalterlichen Lemgo vertraut und nötig waren, sind freilich so gut wie restlos verschwunden. Der eine alte Turmveteran mit den Schießscharten in seinem gerundeten Leiblein hat zwar noch jene bösen Tage gesehen, die einst über das reiche Lemgo kamen. Aber ich glaube, er ist selbst froh, daß die Zeiten nun friedlicher geworden sind als damals, wo die schrecklichen 30 Kriegsjahre die deutschen Lande drückten und würgten. Was Lemgo in jenen schwerharten Zeiten erduldet hat, sagen die paar trockenen Worte, die Bürgermeister und Rat drei Jahre nach Beendigung des Krieges in einem Briefe darüber geschrieben: „Unsere Stadt ist auf den äußersten Grad verdorben und ausgemattet; von 1075 Häusern sind 476 im Kriege verbrannt und niedergerissen, von 1600 hausbesitzenden Bürgern nur noch 600 übrig geblieben."

Und als hätte Lemgo in den 30 ewiglangen Jahren noch nicht genug Leid erduldet, kam der stolze Bernhard von Galen, Bischof von Münster, belagerte 1675 die Stadt und schoß die aus 600 Häusern bestehende Neustadt in Schutt und Trümmer zusammen. Das war der Schlußpunkt in der Geschichte des reichen Lemgo. Doch, lassen wir die bitteren Reminiszenzen, sonst müßten wir beim Nachsinnen über die vergangenen Tage Lemgos allzusehr auch der ge-

rade hier so erbarmungslos wütenden Hexenprozesse gedenken. Der Turm, in dem die jammervollen Menschen vor der Folterung auf dem Estrich lagen, steht nicht mehr, aber die Annalen der Stadt künden auch ohne ihn beredt genug von jener entsetzlich blinden Zeit, die trotz allen Christentums doch so stark im Heidentum steckte. Und steht doch noch in der giebelreichen Straße, durch die wir eben in die Stadt einziehen, auch das Haus mit den vornehmen Erkern und dem maßvoll schönen Barockgiebel, das noch heut' nicht anders als Hexenbürgermeisterhaus genannt wird. In ihm wohnte Hermann Cothmann, der im ersten Jahre seines Amtes (1667) nicht weniger denn 25 Hexen hinrichten ließ. Vielleicht, daß er seinem Vorgänger, der im letzten Jahre seines Lebens 37 Menschen wegen Hexerei hinmorden ließ, nicht nachstehen wollte.

Fort mit den blutbefleckten herzensharten Blättern der Historie, die es uns schwer machen, das sonst so schöne Haus Cothmanns mit ungemischter Freude zu betrachten. Wie säuberlich sind nicht die Reliefs an den beiden Erkern, die Hermen zwischen ihnen und die feinen Säulen! Stark barock ist die Giebelfassung, und doch ist gerade sie als absolut schön zu bezeichnen, da sie dem Giebel eine feste Umrahmung gibt.

Andererseits aber ist etwas an diesem Hause, das ihm ganz ohne Cothmanns Zutun und bei aller ziervollen Sauberkeit ein hexenhaftes Ansehen verleiht. Die gegen alle Herkömmlichkeit nach innen geschnörkelten Muscheln am Giebelrande sind's nicht zum wenigsten, die ihm das unheimliche Gesicht schaffen, und die in die verwischte Giebelwand gestemmten Säulen, die flach zu ihnen hinaufwachsenden Erkergiebel, die Unregelmäßigkeit der Fenster, die mürrische Geschlossenheit derselben, alles macht, daß uns ein leises Gruseln anwandelt.

Ganz anders ist's bei den übrigen ziervollen Häusern aus Lemgos entschwundenen Tagen. Da ist eine fröhliche Buntheit und ein zierliches Gradhalten der Köpfe, ein höfliches Gehaben des ganzen Häusergepräges, daß man jedem gern einen guten Tag wünscht wie alten, gern gesehenen Bekannten. Und an solchen Häusern ist hier kein Mangel in Lemgos breiten Gassen, daß man, wenn auch mit Vorbehalt, Lübke zustimmen kann, wenn er meint, daß es ein Ort sei, „der in Westfalen an Reichtum altertümlicher Privathäuser nur noch von Münster übertroffen wird und ihm die große Anzahl der in der Hauptstraße noch vorhandenen Giebelhäuser ein ungemein malerisches, altertümliches Gepräge verleiht,

wie es wenige deutsche Städte noch besitzen". Wenn dieses Urteil auch gut gemeint ist, so weisen diese Blätter doch, daß durchaus nicht nur wenige andere deutsche Städte ähnliches besitzen, und daß selbst in Westfalen es noch Städte gibt, die Lemgo schwesterlich die Hand reichen können.

Doch deswegen bleibt Lemgos Ruhm, eine überaus preisenswerte Stadt zu sein, die treulich ihr altes Erbe bewahrt hat, ungeschmälert. Ja, es nimmt wirklich wunder, wie das Städtlein trotz der bösen Zeit, die es so ungeheuerlich mit Bränden und anderen Zerstörungen heimsuchte, noch so viel Pracht gerettet hat.

Und wie wunderhold nicht viele unter diesen Häusern sind! Mit ihren über und über geschnitzten Giebeldreiecken und den buntbemalten und vergoldeten Balken erinnern sie an die spitzenverbrämten, golddurchwirkten Brusttücher der Patrizierfrauen aus Lemgos besten Tagen.

Am Marktplatze, der heute so ruhig und aufgeräumt aussieht, reiht sich ein schmuckhaftes Haus an das andere. Reizvoll schön sind ihrer mehrere in der Kramer- und Mittelstraße, nicht minder auch in der Papen- und Echternstraße und manch anderem Ort. Sie und ihr aller König, das Rathaus, zeugen von der Bedeutung des einstigen Lemgo und lassen eine sehr deutliche Vorstellung davon in uns erstehen, wie schön, ja einzigartig das alte Lemgo des 15.—18. Jahrhunderts gewesen sein muß.

Glückliche Zeiten, wo trotz aller Schwernis von Zollplackereien unterwegs und des an allen Wegen lauernden räuberischen Adelsgesindels die Patrizier Lemgos ihre Erzeugnisse, vornehmlich Tuche und Leinen, bis nach den Häfen der Nord- und Ostsee führten, Schiffe befrachteten und ihre Güter in eigener Person nach den Handelsplätzen jenseits der Meere geleiteten. Damals war es auch, daß der Rat von Lemgo nicht nur ein Freund von guten Weinen war, sondern diese in den ausgedehnten Kellereien seines Rathauses aufstapelte, zu Nutz und Frommen der Bürger und der ganzen weinkaufenden Umgebung weit und breit. Besondere Herren vom Rate hatten die Aufgabe, des Weines Hüter und Verteiler zu sein. Nur unverfälschte, gute Weine von den Hängen des Rheins und der Mosel, aus der Pfalz und anderen gutdeutschen Landschaften führten sie in den Keller ihres schönen Hauses und verschmähten grundsätzlich alle „franzischen" Weine.

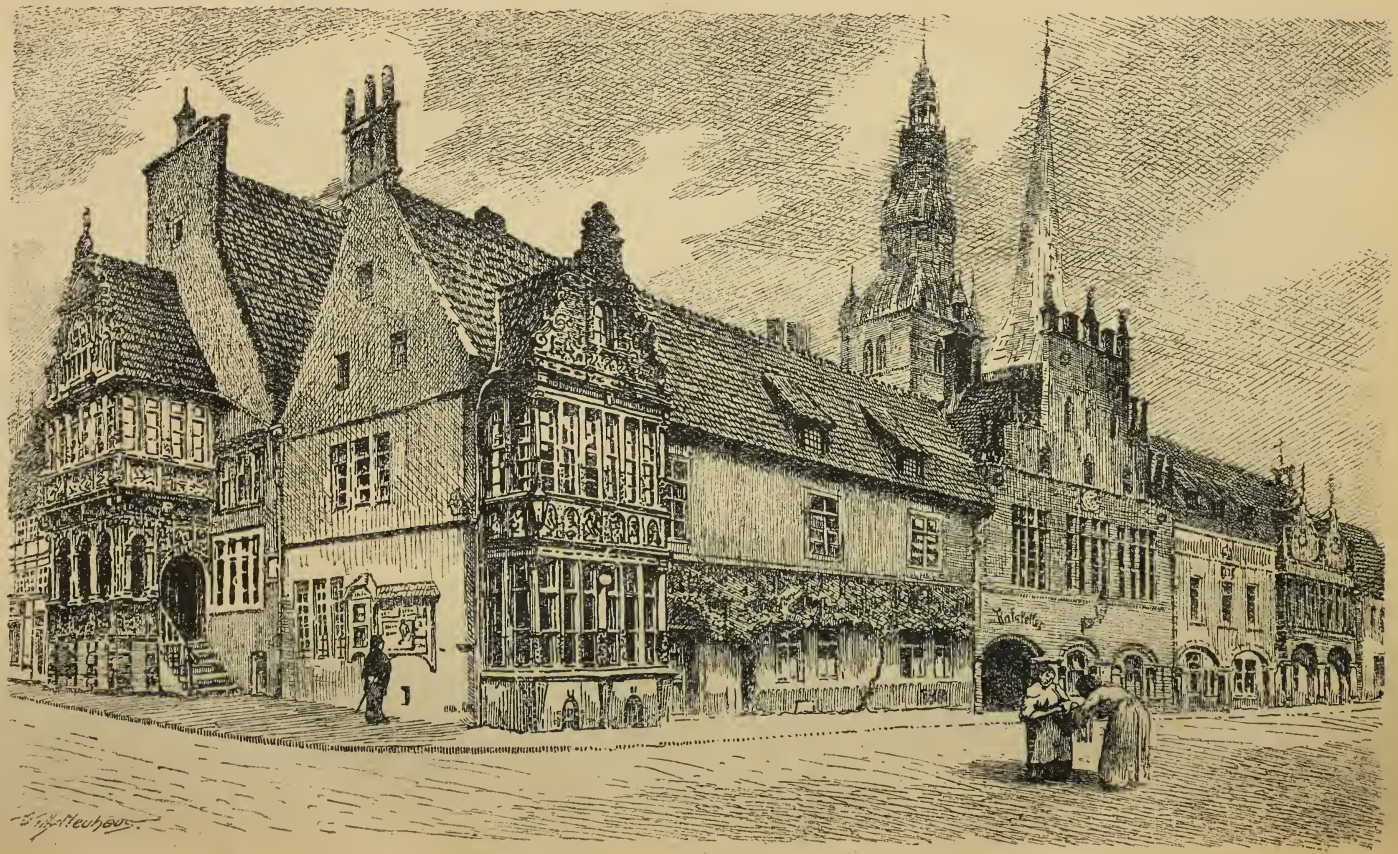
Und da die Stadt kein anderes Weinlager innerhalb ihrer Mauern duldete, war es begreiflich, daß sie also zu großem Profit gelangte,

da die Ritter im Lippeschen Lande, die Klosterherren und Geistlichen, die benachbarten Städter und Dorfväter und wer ansonst noch über eine durstige Kehle und einen gefüllten Geldbeutel verfügte, im Ratskeller sich zu feuchtfröhlichen Weinproben zusammenfanden und hierbei Einkäufe für ihren häuslichen Weinbedarf abschlossen. Und zu den feuchten Brüdern der Umgegend gesellten sich in Mußestunden und sonderlich nach Feierabend die Lemgoer Bürger, so daß es unter dem Wappen der Rose am Gewölbe des Ratskellers oft gar sehr in dulci jubilo zugegangen sein wird.

Die schwerprächtigen Gewölbe des Ratskellers sind noch heute erhalten und nach alter Weise ausgeschmückt; und es wäre ein süffig stimmungsvoller Raum, wenn nicht die Möbelzier in der schwachen, modernen Weise hergerichtet wäre, anstatt in der alten biederen Art mit blankgescheuerten weißen Tischen und schwer eichenem Gestühl, ganz zu schweigen von der famosen Sitte, die mächtigen Fässer hierorts aufzustapeln und den Wein frisch vom Faß abzuzapfen. Denn das war der alten Stadt Ehr und wohlgetane Pflicht, daß der Weinschenker oder Wyntepper, wie er früher hier genannt wurde, im Auszapfen redlich handelte und sich aller Verfälschung und Verringerung der Weine bei Verlust des Amtes enthielt.

Wenn unten im weinduftenden Keller Gott Bachus Opfergaben in so reichlichem Maße gebracht wurden, wie konnte es da fehlen, wenn im großen Festsaal über ihm, der 46 Meter in die Länge sich erstreckte und durch Säulen gestützt war, die Göttin Terpsichore und der schalkhafte Amor bei üppig warmem Kerzenglanze sich mit Bachus verbrüderten, um im galanten Trio die Feste zu verklären, die hier die Bürgerschaft mit ihren schöngeputzten Frauen und Töchtern oftmals vereinte?

Nüchterne Dezennien haben dem großen Saal, der soviel bürgerlich gesellige Seligkeit erlebte, aufgeteilt und in Staub und Akten schluckende Amtsgelasse zerschachtelt. Und auch die Poesie der offenen Rathaushallen im unteren Geschoß ist bis auf einige verschüchterte Andeutungen unter den Händen irgendwelcher flachköpfiger Baumeister vergangen wie Blumen in der Hand gedankenloser, unwissender Knaben. Aber ungeachtet dessen ist das Rathaus zu Lemgo immer noch eines der seltsamsten und schauenswertesten in ganz Deutschland. Das bewirkt seine ungewöhnliche Größe und trotz der Nüchternheit einzelner seiner Bauglieder der um so prächtigere Schmuck anderer: Ein Staffelgiebel aus goti-



Lemgo, Rathaus. Dahinter die Türme der Nikolaikirche

scher Zeit, weiter rechts ein zierlicher Doppelgiebel und eine Säulenhalle im Erdgeschoß, ganz leise an Heidelberger Schloßromantik anklingend, über den Dächern das zyklopische Türmepaar der hinter dem Hause geborgenen Nikolaikirche, am Nordende aber zwei Erker, die mit ihrer Renaissanceschönheit allein schon Lemgos Ruhm in alle Welt hinaustragen würden. Nach Süden hin ist's der graue Ratsapotheken-Erker, ein Gedicht von hohen, schmalen Fenstern und unendlich feinen Säulenstäben, Simsen, Brustbildern berühmter Medici antiker Zeiten und einem Giebel, der wie eine Brokatstickerei in Stein anspricht. An der Nordseite findet sich der andere Erker, rot, etwas kompakter und auch stärker in die Straße vorspringend, aber nicht um ein Jota weniger geschickt als der andere. Überhaupt ruft die Art, wie der Erker mit einer geradezu vorbildlichen Ruhe und Festigkeit über die Treppenhalle vortritt und wie harmonisch die Öffnungsverhältnisse des unteren, den Aufgang überwölbenden Geschosses sind, uneingeschränktes Entzücken hervor.

In einer Stadt, die so merkwürdig buntgoldene Häuser hat und ein räumlich so sonderbar entfaltetes und auffallend gezier-tes Rathaus, drängt es einen wie von selbst, auch die Kirchen zu sehen, namentlich jene, die sich so geflissentlich hinter dem Rathaus versteckt und nur mit zwei gewaltigen Türmen ihr Dasein kundgibt. Wer sie finden will, muß sie in der Tat suchen. Der Weg zu ihr führt ums Rathaus herum durch ein schmales Gäßchen. Dann aber steht sie überraschend plötzlich mit wuchtend breitem Portal, schlicht feinen Fenstern und Giebeln, zwischen grünem Blättergezweig wie aus einem Rahmen knapp hervorschauend vor uns. Aber das ist nichts Besonderes, und hundert andere haben gleiche und noch schönere Art. Was jedoch an ihr vor allem den Blick bannt, sind ihre beiden kreideweißen und dazu noch grundverschiedenen Turmhelme. Sie tun's uns an und vermögen uns trotz der schreckenden Enge im Turmgehäuse und allem Staub und Dohlenunrat hinaufzulocken über steile Treppen und Leitern bis dahin, wo die Dohlen ihre höchsten Geniste haben und Reisig in Haufen zusammenschleppen, wie manches fleißige Armenweiblein nicht in einem Winter.

Schön ist der Blick von da oben auf das Städtchen und das Heer der wunderlichen Schornsteine, die bald untätig ihre schwarzen Mäuler spitzen, bald kuriose blaue Rauchkringel blasen. Schön anzusehen sind auch von hier aus die freundliche wiesenreiche Um-

gebung und die stolz zur Stadt hinschauenden Waldungen, wie auch das hochragende Schloß Brake in nächster Ferne, das so durch und durch malerisch ist, dessen Brücke und dessen mürber Hof mit seinen Turmgalerien wie eine verwunschene Minnesängerburg ist, in die, wenn auch das todmatte Gemäuer keine Geheimnisse und keinen Spuk hat, doch ein Dichter solche mit Leichtigkeit hineinspintisieren könnte.

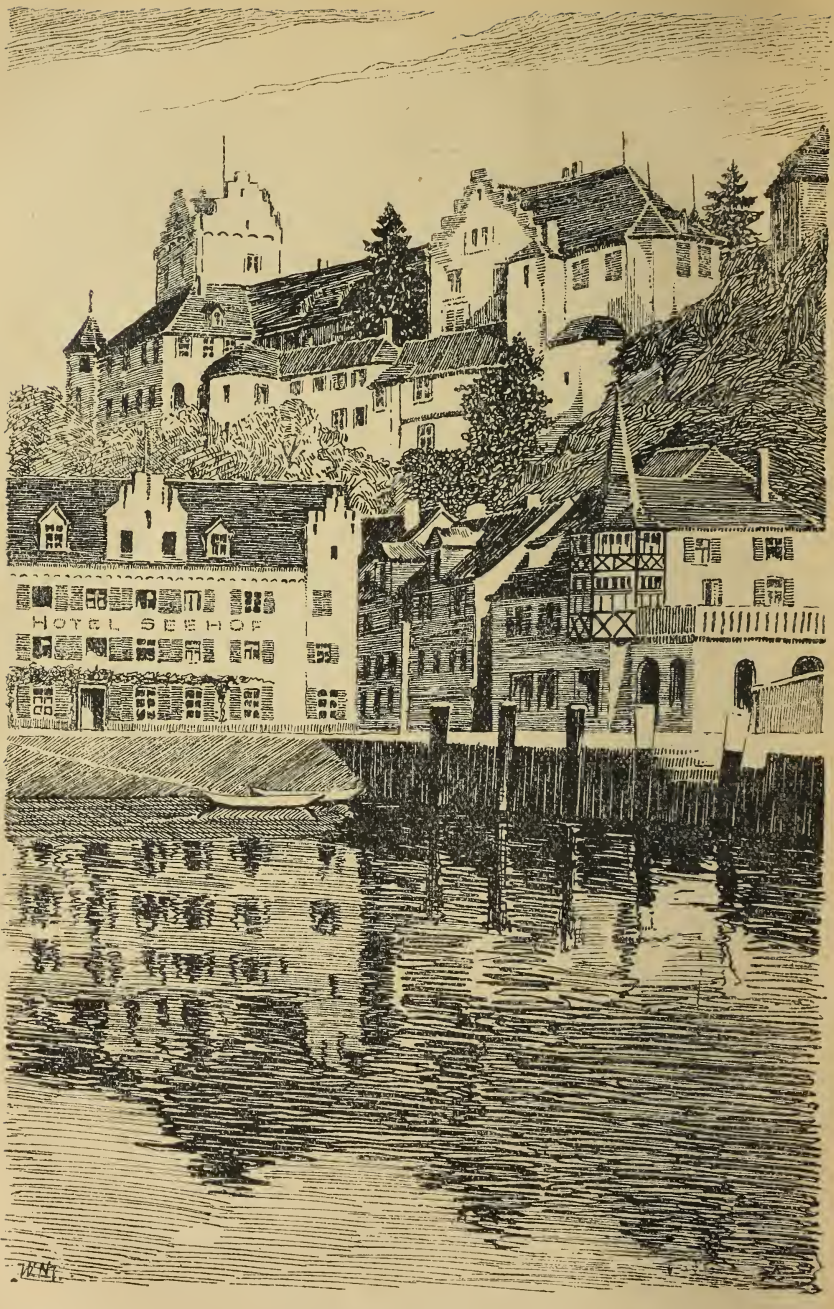
Doch, fast noch eigenartiger wie all dieses ist der Blick auf den benachbarten Turmrecken, der hier dicht vor unseren Augen in seiner ganzen Massigkeit sich in den Himmel hinaufstemmt und dessentwegen wir ja eigentlich in erster Linie ins Reich der Glocken und der Dohlen hinaufgestiegen sind. Dieser höchst merkwürdige Turmhelm verliert auch in der unmittelbaren Nähe nichts von seiner Sonderlichkeit. Denn ungemein packend ist sein und seiner kleinen Eckfialen Aussehen, die ihn samt den teils geschlossenen, teils offenen Fensterchen, der obersten offenen Galerie, den Kranhäubchen und der ganzen ungewöhnlich geschweiften und sich verjüngenden Gestalt wie ein phantastisches Haus, halb Märchenburg, halb grotesker babylonischer Turm erscheinen lassen. Und nicht genug damit, ist er und alles an ihm über und über mit weißlich oxydierten, dickplumpen Bleiplatten abgedeckt.

Abgrundtief unter ihm liegt der stille Platz mit seinen weinlaubübersponnenen Häuschen, deren jedes eine keck aufgerichtete Mansarde mit tiefschattender Dachhaube und einem stubsnasenartig vortretenden Kranbalken hat. Dicht gegenüber der Kirche, treulich im breiten Bauch des Rathauses geborgen, das Spritzenhaus oder Stadtgefängnis. Wir erkennen aus der Vogelschau die bis auf den Lichtfänger verdunkelten und vergitterten Fenster, die uns wegen der sonderlich engen Nachbarschaft mit der Kirche schon unten auffielen und die drollige Möglichkeit schaffen, daß die Häftlinge den Orgelklang und den Gesang der Kirche so gut wie die Kirchgänger selbst hören, ja, wenn die Tür des Gotteshauses offen steht, sogar die Predigt in Ohr und Herzen eingehen lassen können. Ob und welche Wirkungen diese Tatsache schon erzeugt hat, mögen freilich die Götter wissen.

Noch mancherlei des Beachtens- und Nachdenkenswerten, wenn auch nicht von Spritzenhäusern, wäre über Lemgo zu vermelden. So von Renaissancegrabmalen in der Nikolaikirche und auch der Marienkirche, des weiteren von hunterterlei originellen steinernen Bildwerken an Kirchen und Häusern, von einer herrlichen Stuck-

decke im Hause Mittelstraße 26, in dem alles Treppenholz und Gebälk aus gediegener Eiche ist, der ältesten Glocke (1398) im Lippeschen Lande, im stimmungsvollen Turm der alten Johanniskirche hängend, dem Geburtshaus des Weltreisenden Engelbrecht Kämpfer aus Lemgo, der im 17. Jahrhundert den Orient, Indien, Japan und viele andere Erdgebiete bereist und über seine Beobachtungen Werke geschrieben hat, vielen sprachlich fesselnden Inschriften an den Häusern, unter denen auch das Häuslein des Scharfrichters Meister David Klaus aus der Hexenrichterzeit in der Neuen Straße 62 erhalten ist. Das Häuschen trägt die Inschrift „M. David Klaus und Angenesa Brökers. Anno 1665". Ungeachtet dessen, daß Scharfrichter zu den Unehrlichen gehörten, mit denen kein Bürger etwas gemein haben wollte, so daß der Scharfrichter auch in der Kirche seinen eigenen Platz in einem abgelegenen Winkel hatte, scheinen sie doch, wie andere, fromme Leute gewesen zu sein, worauf zum wenigsten der Spruch an dem gleichen Hause hindeutet: „Mein Gast aus und ein laß Dir o Gott befohlen sein", der wahrscheinlich auch eine Anspielung auf die ihm zur Hinrichtung Anheimgegebenen bildet. Ähnlich diesem Spruche lauten solche auf den alten Richtschwertern und Henkerbeilen.

Die alte Zeit kann uns nicht mehr schrecken. So lassen wir uns denn die Gedanken nicht durch diese kleinen Erinnerungen verdüstern und schlendern erfreut durch der Gassen malerische Zeilen, ergötzen uns an all den greulich gewundenen bunten Land- und Seeungeheuern, womit der Balken Zier wunderlich belebt ist, und wandern schließlich auch hinaus zu dem nur eine Viertelstunde entfernten städtischen Bergwald, dessen Eichen- und Buchenhallen und feierliche Fichtenpfade uns die bannendsten Heiligtümer aus dem nicht fernen Hermannswalde in Erinnerung rufen... Und unter dessen vielhundertjährigen Bäumen, auf moosigem Plan ausgestreckt, die eben geschaute Pracht des alten Lemgo wundersam in uns nachwirken und die einstige wohlvermögende Hansastadt im ehemaligen Glanz und Schmuck ihrer gediegenen Häuser vor unserem geistigen Auge voller Pracht und doch ohne Übertreibung erstehen wird.



Meersburg am Bodensee

II. Meersburg am Bodensee

Des Bodensees elfenfeines Schmuckstück! Man kann es mit Genuß auch ohne die anderen Städte am See schauen, aber man wird seinen Wert erst voll erkennen, wenn man diese anderen gleichfalls durchwandert hat: Das helläugige Friedrichshafen, das auf der Flut schwimmende Lindau, ein Gedicht aus Gold, Bunt und greisenhaftem Grau, das merkwürdige hoheitsvolle Konstanz und das schüttere Überlingen, „um das der See und Nußwald lacht". Alle sind stattlicher, vielleicht auch geschichtenreicher, aber keine hat die Zierlichkeit und Zartheit in den Tönen, den Perlmutterglanz, der, von der gläsern jaspisgrünen Seenpracht ausgehend, Meersburg verklärt.

Man wird ein oder beide Augen zudrücken, wenn man unten am Strande die baulichen Ungeschliffenheiten der neuen Zeit erblickt, aber man wird alles vergessen, wenn man zum alten Schloß hinaufschaut, zu ihm emporsteigt und durch das obere Städtchen schlendert.

Welch architektonisch barbarisches Ding ist dieser Schloßbau, und doch welch entzückendes Gemäuer für Maleraugen! Legt diese Burg nieder, vernichtet sie, und ihr raubt dem alten Meersburg das Beste, dem See aber seine zierlichste Anwohnerin. Er wird um sie trauern wie um eine entschwundene Gralsburg. Nehmt aber Meersburg das protzig auf der Höhe lagernde neue Schloß der Bischöfe von Konstanz, das seit dem 18. Jahrhundert die Erde drückt, und niemand wird auch nur einen Stein vermissen.

Aus dem Felsen herausgeboren ist die alte Merowingerburg, ein aus dem Felsenschoß entwachsener steinerner Geist. Und alles ist Leben an diesem kunstlosen und doch hoheitsvollen Bau, die fensterlosen Strebemauern wie die kleinen Anbaue, der Efeu, die Giebel, die Türme. Von der Altane des mehr als tausendjährigen Dagobertturmes hat einst Konradin, der letzte Staufe, oft in die Weite des Sees geschaut, ehe er seinem Verhängnis in die Arme wallte.

„... auf die Zinne mit dem Arm gestützt,
blickt er hinab, vom blauen See gespiegelt,
sein träumend Haupt vom Abend angeblitzt,
vom weichen Föhn Italiens umflügelt.

Und sendet glühend seine Blicke fort,
die Alpenriesen vor ihm zu durchbrechen;
sie aber stehen, düstre Warner dort,
wie Schilde hebend ihre Gletscherflächen."

(L. v. Schücking.)

Über häuserhohem Pfeiler führt die Brücke in schwindelnder Höhe vom Städtchen zum Schloß. Herb, verschlossen ist die Eingangsseite, und über dem Tore, hoch am verwetterten Gemäuer, hängt zwischen Himmel und Erde das Jammerbild des Gekreuzigten. Ein kleiner Bach schäumt in der Schlucht zwischen der Burg und dem Stadtberg herunter, und hoch oben, an des Stadtbergs abschüssige Wand geklebt, hockt eine schindelgedeckte alte Mühle mit einem Riesenrad, das unter der Zugbrücke seine steifen Speichen spreizt.

Das Städtchen aber ist ein auf die Erde gesenktes, wunderlich kleines Häusergenist aus einer unbekannten Welt der Ruhe. Wer hier oben wandelt, vergißt den See und die Welt und geht wie im Traume die Straße hinab gegen die Burg oder hinauf gegen das Obertor. Es sitzt wackelbeinig zwischen den Häusern, und diese, mit sauberen Gesichtern, lehnen sich eins ans andere, und das letzte legt seine Wange an den alten Turm, wie ein Kind, das sich an den greisen Ahn drängt.

Durch das Obertor lachen Sonnenschein und Weingelände, und die Landstraße windet sich wie eine Serpentine empor in das unbekannte Reich, aus dem das Städtlein stammt. Man folgt ihr, landet aber nach einiger Weile auf dem von Blumen fast erstickten Friedhöfchen. Ein kleines Geviert voller Gräber, hoch über dem See. An der letzten niedrigen Mauer birgt ein Hügel das alte, schwächliche Fräulein Anna Elisabeth von Droste-Hülshoff, das münsterländische Adelsfräulein mit dem starken dichterischen Sinn. Sie hauste jahrelang im grauen Schloß über dem See, „und die grauen Ahnenbilder war'n ihr Stubenkameraden; Wappentruh und Eisenschilder Sofa ihr und Kleiderladen."

Still ist's an dem von Rosen und Efeu umschlungenen Grabe, das eine in hoffnungsloser Sehnsucht verblühte Sängerin deckt. Stille. Nichts kündet hier mehr von ihrem Leid, und nur die

Vögel singen in den nahen Bäumen ihre ewig gleichen, ewig schönen Lieder.

Unten, zu Füßen des Berges, spinnt das Leben seinen gewohnten Faden. Ich gehe an den Rand der Höhe, von der ich auf das Städtchen und den See schauen kann. Eine Schau auf Paradiesesgefilde und auf ein Jahrtausend deutscher Geschichte. Rechts das zeitenharte malerische Felsennest am blütenbeschütteten Strand, drüben im schimmernden seidigen Morgen die Insel Mainau, des Frühlings liebster Inselthron am See. Hinter ihr weiß ich die Reichenau, die Insel im Untersee, der wie ein ewiges Sonntagläuten ist. Das alte Ekkehardbuch hat viel zu singen und zu sagen von ihr und ihrem Kloster, in dessen Abtszelle der vielkluge Walafried Strabo seine gelehrten Bücher schrieb. Und erspähe auch südlich die Stätte prunkvoller mittelalterlicher Konzilien und sehe im Geiste das Türmlein, aus dessen Fenster Johann Huß' gedankenstarrer Blick auf den See ging. Die Geschichte des armen religiösen Kauzes steigt vor mir auf mit fieberglänzenden Augen in Konstanz engen Zeilen. Weit liegt diese Zeit zurück, da der böhmische Magister in den Flammen verging. Und mythenhaft geworden ist die Zeit, da der starke Barbarossa über Meersburg gegen Konstanz fuhr und dort Wohnung nahm, ehe er, seinem Wahne folgend, die heißen Kinder des Südens vor seiner Germanenherrlichkeit zum soundsovielten Male in die Knie zu sinken zwang.

Wie ein aufgeschlagenes Buch ist die Geschichte dieser Landschaften, von dem Felsen zu Meersburg gesehen, die Orte mit den uralten steineren Wahrzeichen sind Bilder und Wort zugleich. Der See aber liegt zwischen den rosen- und weinumhegten Häusern und dem Staub der Geschichte mit immer gleichem Glanze. Er hat Stunden, in denen er mit Kieseln und kleinen Halmen am Ufer kost, er liegt zuweilen bleiern unter dem Druck des Föhn, und er ist voll wild tänzelnder schaumumflossener Mänaden, wenn der Sturmwind durchs Rheintal braust. Aber immer lebt er sein Leben für sich. Was kümmert ihn die Geschichte der Menschen? Episoden sind sie ihm nur, über die er wesenlos hinblickt.

Ein Gott ist er und herrscht in seinem Reich, unbekümmert durch das Tun der Menschen, die er bald willfahren läßt, bald fühllos vernichtet, bald aber auch freundlich seiner Fluten Wohligkeit kosten läßt. Und doch, wieviel verlören nicht die Landschaften, die lieblichen Hügel, wenn sie ihn nicht in ihrer Mitte hätten, ihn, das große blanke Wasser, zu dem die Alpen wie Jungfrauen in blauen

Mänteln und Silberkronen hinblicken! Wer diesen See einmal geschaut, wird seine Götterschönheit preisen und, wenn er der Sprache Gewalt beherrscht, sein begeisterter Troubadour werden.

Die Städte aber, die zu dem See hintreten, sind verklärt von dem unfaßbaren Wundersamen, das von dem See ausgeht. Dem Suchenden werden sie Stätten feierlichen Verweilens sein, am wundersamsten unter allen aber Meersburg, die elfenfeine Stadt am See.

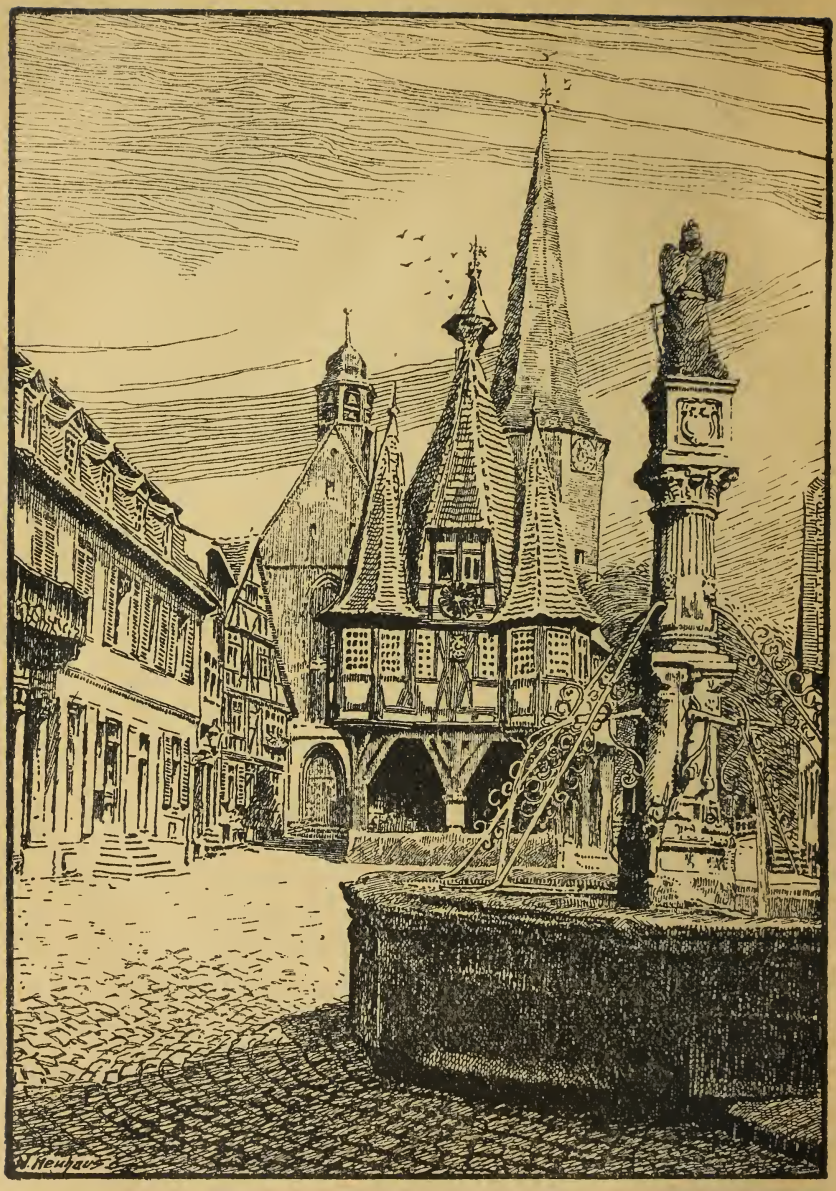
12. Michelstadt im Odenwald

Wie täppisch der Name anspricht! Und doch so deutsch bis ins innerste Mark hinein. Im smaragdene Schatten werfenden Odinswald liegt das Städtlein, das diesen altersgrauen Namen trägt, die Stadt des aus dem kirchenstiftenden Orient zu uns verpflanzten Anführers der Himmelsheerscharen. Der Deutsche, der den irischen und römischen Sendboten den Nacken fürs Taufwasser bot, nahm auch die mitgebrachten fremdklingenden Patrone an. Aber sie wurden in seiner Obhut deutsch, und der deutscheste unter den fremden Klängen wurde Michael.

Auf dem Marktplatz zu Michelstadt steht ein Bronnen. Der trägt auf stark gedrungener Säule ein fein-plump Figürlein, den streitbaren, verdeutschten Michael. Alle göttergleiche Kampftrutzigkeit ist ihm fern, und trotz Satans-Schlangengeringel zu Füßen hat ihn deutsche Herzensinnigkeit und Friedensliebe zu einem artig breithüftigen Jungfräulein gemacht, dem die gestutzten dicken Flügelchen sicherlich nicht viel Höhenschwung verleihen.

Die klingende, geharnischte Zeit der Kreuzzüge war es nicht mehr, die den Brunnen schuf, wenn wohl auch sie einen Brunnen im alten, seit deutscher Städte-Urzeit bestehenden Örtlein gehabt und mit einem Bilde des himmlischen Generalfeldmarschall geschmückt haben wird. Knospenfrische Frührenaissance mit süßen Engelsköpfchen am schmalkannelierten Schaft, und Männermasken, die sprechen würden, wenn ihre Zungen nicht von Stein wären, wächst in die wie mit weichen Flügeln wehende Luft des Odenwaldstädtleins. Und eine noch jüngere Zeit als die, die den Brunnen schuf, an dem übrigens unten so anmutiges rauchwolkenfeines Eisengekringel sich um steife Stäbe spinnt, haben dem versteinten Engelsbild in tändelnder Antikisierung das Attribut einer Justizia in die Hände gespielt. Guter Michel, was siehst du aber auch einem Jungfräulein so zum Verwechseln ähnlich!

Aber ob mit oder ohne Wage, Schwert und Augenbinde, es bleibt doch eins der holdesten Brunnenbilder im schwergeprüften



Michelstadt, Marktplatz mit dem Rathaus und Brunnen

und doch so reich gesegneten deutschen Lande. Und wenn niemand im Städtlein, so kümmern sich doch die Kinder um den vertrauten stummen Freund ihrer Spiele hoch über dem Brunnengeplätscher. Und wenn es auch weiter nichts ist, als daß die kleinen Schelme den schwebend auf die Säule Gebannten fragen, was er zu Mittag bekommen habe, und, da er immer schweigt, in komischer Betrübtheit sich die Antwort zurufen: „Nichts sagt er, nichts hat er gegessen, der arme, arme Michel!“

Pfingsten jedoch, wenn die Lindenkronen hinterm puppenschönen Rathäusle im maiengrünen Kleide stehen, kränzt man auch den Brunnen mit schlanken Birkenreisern und flatterbunten Fähnlein. Aber das ist nur loser leichter Tand, wie ein Schürzlein, das man einem an sich schon schmucken Kinde vorbindet. Denn der Michelbrunnen und sein superfeines Rathaus und die graue, grüntürige Kirche dahinter mit den Lindenhimmeln, in denen Traumgeisterchen wohnen, und der ganze kleine Platz mit den sittsam säuberlich an den Seiten stehenden Häusern ist so ohne jeden Vergleich, so voller herzblütiger deutscher Trautheit, daß er wie ein lebend gewordenes altes Volkslied zur Laute anspricht und man auf den Brunnenrand niedersitzen muß oder auf eine der steinernen Schwellen und dem Raunen des rosenroten Michelbrunnens und der stillen Musik des Platzes lauscht. Und keinen anderen Laut möchte man dulden als den des Summens der Bienlein, die selig trunken von den Lindenkelchen kommen, oder den einer gurrenden Taube, höchstens noch ein leis versonnenes altes Lied, zur wohlig brummelnden deutschen Laute gesungen.

Man kann ganz Europa durchwandern und sämtliche übrigen Weltteile dazu und wird viele berückend schöne Winkel antreffen, aber nirgend einen, der dem Markt zu Michelstadt an wohlabgestimmter Harmonie gliche. Wo ist auch einer, auf dem das Rathaus sich so geschickt und zusammengerafft vor die Kirche und so frank und frei in den Platz hinein stellte, und wo die graue Kirche, selbst ein Bau, der so würdig und vollwertig herüberleuchtet, doch nur den neidlos bescheidenen Unterton abgibt für das zierliche Gebäu vor ihm? Und wo die Häuser des Markts mit ihrem bunten Gefach und den Blumen an den Fenstern, die Häuser, die so adrett zur Seite stehen und den Blick nach dem Kleinodium des Platzes nicht verkümmern, artige, künstlerische Kulissen?

Sieht man den Platz und das Rathaus mit den kräftigen Schatten unter den hochgezogenen roten Dachzipfelhauben, der schwarz-

goldenen Uhr und dem golden-blauen Stadtwappen im grellen Lichte eines Sommernachmittags, wenn die Luft wie seidene Schleier uns umspielt, dann ist's wie ein geträumter Zauber, wie ein im Wachen geträumtes allerliebstes 14. Jahrhundert.

Unter den glänzendschwarzen Balken der schweren Erdgeschoßhalle aber löst sich der Traum. Angesichts der urgermanischen Bohlenkräftigkeit flirrt die alte Zeit nicht mehr wie ein Trugbild. Da ist sie greifbar, und wir fühlen neben der Poesie des Ahnentums auch deren derbschwere Handwerkertüchtigkeit, den nach Brot und Wecken und Frischgeschlachtetem duftenden Werkeltag. Du gute, alte Zeit, du dralle Fee der Magenfreuden, entschwundenes Schlaraffia ...

Allenthalben im Städtchen klingen schöne Verslein von alter Bautenschicklichkeit. Sie schwankt vergnügt zwischen sehr galanten Häusern des Patriziertums und kleinstädtisch selbstzufriedenen. An einem dieser letzteren, dem Wirtshaus zu den „Drei Hasen", ist ein niedlicher Scherz als Willkommenschild ausgehängt: Drei laufende Häslein derart geordnet, daß der vergnügliche Meister nur drei Ohren zu formen brauchte und trotzdem jedem der drei Tiere sein gutes Recht, nämlich je zwei gehörig lange Löffel, ließ. Den gleichen Scherz, nur von einem Steinmetzen gebildet, sieht man in einem der Maßwerkfenster des Kreuzgangs am Dom zu Paderborn.

Am einstigen Stadtgraben summt die Liedweise tief und sonor. Aus grünem Wildwuchs taucht ein steiler Giebel auf, und durch sommerlich feuchtkühle Gassenschatten und ein knarrendes Törlein tritt man in den Hof der urahnenhaften gräflichen Kellerei. Grüne Schatten malen die Bäume an durchmürbte Wände. Auf den Dächern funkt rötliches Lichtgeglitzer, und ein paar Dachfensterlein glasten bläulich. Im Hofe spielt Sonnenwiderschein an den Fenstern hin und ruht breit auf dem reizenden Dachel des gedoppelten Treppenaufgangs. Aus den Kellerlöchern aber lugt nasse, weindurchduftete Nacht.

Das Pflaster ist rauh, und die Mauern wer weiß wieviele Jahrhunderte alt. Ob etliche bis in die Zeit des Eginhard und Kaiser Karl hinabreichen? Doch gleichviel. Wesentlich anders wird das Hofgeviert damals, als Eginhard, Kaiser Karls künstlerischer und gelehrter Freund hier wohnte, nicht geartet gewesen sein.

Wonnig hold ist der Boden, in dem Michelstadt eingepflanzt ist: Angenehme Berggelände und zwischen ihnen eine Mulde, der eine

hochentwickelte, altbäuerliche Garten- und Felderkultur jeden Hauch von Wildheit nimmt. Nur auf den niederen Gipfelkämmen der Berge blaut der sagenreiche Wald, das würzige Revier des Hift- und Pulverhorns und des weißen Hirschs.

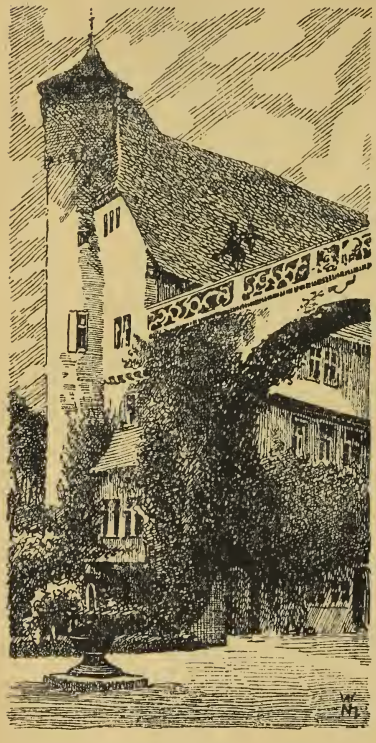
Unten reihen sich Pappeln und Linden an einen frischquelligen, dörflichen Bach, und dottergelbe Butterblumen schauen aus den Wiesengräsern.

Schattenkühle in der gewundenen Landstraße neben dem Bach, Sonnenglanz in der Wiese und der ganzen, baumbelebten Gegend, die, noch nicht geometrisch abgezirkelt und steiflinig umzäunt, altdeutsches Landschaftsgepräge hat. Hinter vollen Baumgruppen helle Tüpfelchen, versteckte schöne Ahnungen.

Links Dorf Steinbach mit übervoller Gartenpracht, und zwischen letzterer, daß ein Unkundiger kaum den alten Bau entdecken würde, die Eginhardsbasilika. Auf Wiesenplan und zwischen Zwetschgenbäumen, von Efeu stark umsponnen, hebt sich der glatte, grünsteinerne Tempel. Moderkühle und Spinngewebe hütet er heut' in seinem tonnenwölbig überdachten Innern, und sehr lang ist's her, seit aus der Zeile romanischer Fensterlein im Obergeschoß blond- und schwarzlockige Menschenhäupter in den wundersamen, schwersüßen Hof hinabsahen. Von dessen umgürtender Mauer und Arkade sind heut' nur noch einige niedere Fundamente vorhanden, von Heckenrosen und Efeu umwuchert. Auf der grauen Steinbank und dem felsenrohen runden Tisch im übergrasten Hofgetrümmer hat manch einer schon geträumt. Ob ihn mehr die grüne Basilika von Kaiser Karls geliebtem Besaleel, wie er Eginhard nannte, und der Flug der Schwalben lockte, die zwischen Stein und Efeu ihre Nester haben, oder die paradiesische Gartenflur und die tiefgründigen Augen des von nahe her lockenden Waldes, wer kann's wissen? Mich bannte, wie gewiß viele andere auch, die Harmonie der höchst wundersam ineinander verwobenen Natur- und Menschenkräfte.

Am jenseitigen Ende des Dorfes ist von einem vielhundertjährigen, dichtgeschlossenen Hain ein Schloß umfangen, ein leibhaftiges Märchen. Bis zu den fliegenden weißen Wolken streben die Bäume, düstere Götterbäume, aufgerichtet wie Königinnen. Verwehendes Rauschen geht irgendwo durch ihre kaum sich regenden Blättermassen. Und zwischen ihnen, die mit den über Efeu und Baumwipfeln wie aus unwirklichen Höhen herabschauenden spitzen Giebeln nach dem blauen Sammet des Zeniths um den Vorrang

streben, die Märchenweihe, das Schloß und sein Triumphbogen, der sich in außerordentlicher Höhe in die vorspringenden Bauteile mit durchbrochenem Steingelände und schwebenden Engeln darauf spannt. Wein und Efeu hängen blitzend wie dunkelgrünes Edelsteingeschmeide von der Rundung.



Michelstadt, Schloß Fürstenau

Rosenzarter Abendfriede schwebt um das schweigenvolle Schloßwunder. Ein elfenfeines Fontänlein springt in der Blumenwelle einer steinernen Brunnenschale unhörbar auf und zurück; Schwalben umfliegen hell aufzwitschernd die alten rotgrauen Türme, und alles ist so hehr und ungeheuerlich schön, daß man jeden Augenblick glaubt, etwas Seltsames vor sich gehen zu sehen, zum mindesten aber eine Eichendorffsche Romanziade.

Hinter dem Schloß drängen sich lautlos die Wasser der Mümling zwischen über sie geneigten Bäumen. Tief in deren dunkeln Mantelfalten versteckt ist ein Brückentorhäuslein, so feingliedrig, mit zart rotem Portal, gedrehten Säulen und nachtschwarzem Gitterwerk, daß es einen wundernehmen würde, wenn es Gott Amor nicht in seine besondere Gunst genommen hätte. Und die jenseits der Brücke hart am Wasser gelegene Mühle mit ihrem barock geschweiften Giebel ist wie eine blitzsaubere, schmuckhafte, tugendliche Tante, die im versöhnenden Gedenken ihrer eigenen Jugendtage gern ein oder zwei Äuglein zudrückt ob der artigen Liebesständeleien, denen das unter den Götterbäumen tiefgeborgene Häuschen Dach und Fach leiht ...

13. Miltenberg am Main

Wo Odenwald und Speſſart, dieſe beiden am meiſten beſungenen urdeutſchen Waldgebirge, ſich am naheſten kommen, wo ihre blauen Häupter ſich grüßen und ihre grünen Ufer nur einen guten Steinwurf weit voneinander getrennt liegen, hat ſich ein Städtlein zwiſchen das helle Mainwaſſer und das von dunklen Tannen überraunte, ſtolz aufgebäumte Finale des vom Nibelungenſang durchklungenen Odenwaldes geſetzt: Miltenberg. Mit einigen ſeiner Häuslein klimmt es an den ſteilen Füßen der Waldberge hinan, ſo daß ſchwarze Tannenwedel über die ſilbern glänzenden Giebeldächer rauſchen und darüberhin winken und wehen, wie lebende Weſen in dunklen Schleiern.

Der Main flutet an dieſem Orte nicht geradenwegs vorbei, ſondern beſchreibt einen ſchönen Bogen, und das Städtchen, das an dem ſchmalen Uferſaum nicht Platz genug hat, ſich in die Breite zu dehnen, und es auch nicht paſſend für ſeine kleinbürgerlichen Verhältniſſe findet, allzuhoch hinaus oder hinauf zu wollen, zieht ſich ſchönlinig in die Länge, ſo daß es, wenn man es von einem höheren Standorte aus überſchaut, wie eine von allerhand harmoniſch bunten Moſaikſteinchen durchſetzte, ſichelförmige Agraffe erſcheint.

Über den zuhöchſt ſtehenden Häuſern thront, ganz vom Sagenwald umſponnen, ein Schlößchen, von Efeu ſo dicht wie ſelten ein anderes in ſeinen Schuppenpanzer gehüllt. Es muß ein gar alter Bau ſein, trotz ſeiner zum Teil neuen Steine und des langweiligen, grauen Klempnerdaches. Denn der Efeu hat Stämme von der Stärke des einen Pflaumenbaumes. Und wenn das Schlößchen heut' auch noch ſo harmlos und ganz nur zum Wohlbehagen geſchaffen ausſieht (ein mächtiger Bergfried verbirgt ſich beſcheiden und faſt unſichtbar im Hintergrunde), ſo war es doch, wie alte Bilder zeigen, einſt ein ganz tolltrutziger Burgengeſell und hat trotz der ewig kühlen Waldpracht rund umher manch heißen Tag durchlebt und manchem derben Puff ſtandgehalten.

In den Jugendtagen war dem heute so patriarchalischen Bau allerdings meist nichts anderes als eitel Wonne und Freude beschert, da es dem bischöflichen Kurfürsten zu Mainz als Sommerresidenz diente. Aber 1552 schon loderte anderes denn Sonnenbrand durch die Fenster. Ein Markgraf von Brandenburg-Kulmbach steckte ihm den roten Hahn ans Dach, und als die Burg darauf aus der Asche wieder neu emporwuchs, schien es nur, als sei es alleinig dazu geschehen, um möglichst viel Gewitter des 30jährigen Kriegesdrangsals im 17. Jahrhundert auf sich zu ziehen. Drei lange Jahre saßen die Schweden in der schönen Mainburg; dann bemächtigten sich ihrer die Spanier, bis diese den kaiserlichen Truppen weichen mußten. Und diese wieder räumten den Platz, als die französischen Mordbrenner unter Turenne das brandgeschwärzte Gemäuer erstürmten.

Heut' scheint die alte Matrone im neu überbesserten Kleid und der gerade nicht sehr gewählten Haube nicht mehr sich der alten Zeit entsinnen zu können, und auch der Wald raunt allerlei, nur nichts von jenen geharnischten Tagen. Sie genießt ihr Greisentum in denkbarster Ruhe, läßt sich von den Sommerlüftlein die runzeligen Wangen kosen und sitzt da oben zwischen Buchen und Tannen, just als wäre sie nur zu dem Zweck dortselbst, um andere Leute zu ihr zu locken und ihnen zu sagen: „Guckt emol, das ist des schönst' Plätzche am sonnigen Main, un von hier müßt ihr aufs Städtle nunterluge, wenn ihr was ganz besonders Schönes sehe wollt."

Und wahrhaftig, nicht übertrieben ist das. Man schaut hinab auf ein anheimelndes Gehäuf von Dächern und farbigen Stein- und Fachwerkhäusern, alle kunterbunt durcheinander stehend, einige groß, andere kleiner, die Dächer steil und scharfkantig wie Ziegenrücken, mit kleinen Schauben an den Giebelspitzen und aufgestülpten Mansardendächlein, die Schiefer in der Sonne blitzend gleich Fischschuppen, die Fachwerkwände aber lohend in rein weißen und roten Tönen und mit Malereien dazwischen. Und das Ganze so geschickt und steil aufgebaut an der grünen Bergwand, deren Bäume das friedliche Häusergemenge eng umfassen; unten aber der gläserne spiegelnde Main, und über ihn hinaus eine Welt von sanftem deutschen Wiesengrün und blauenden Bergen.

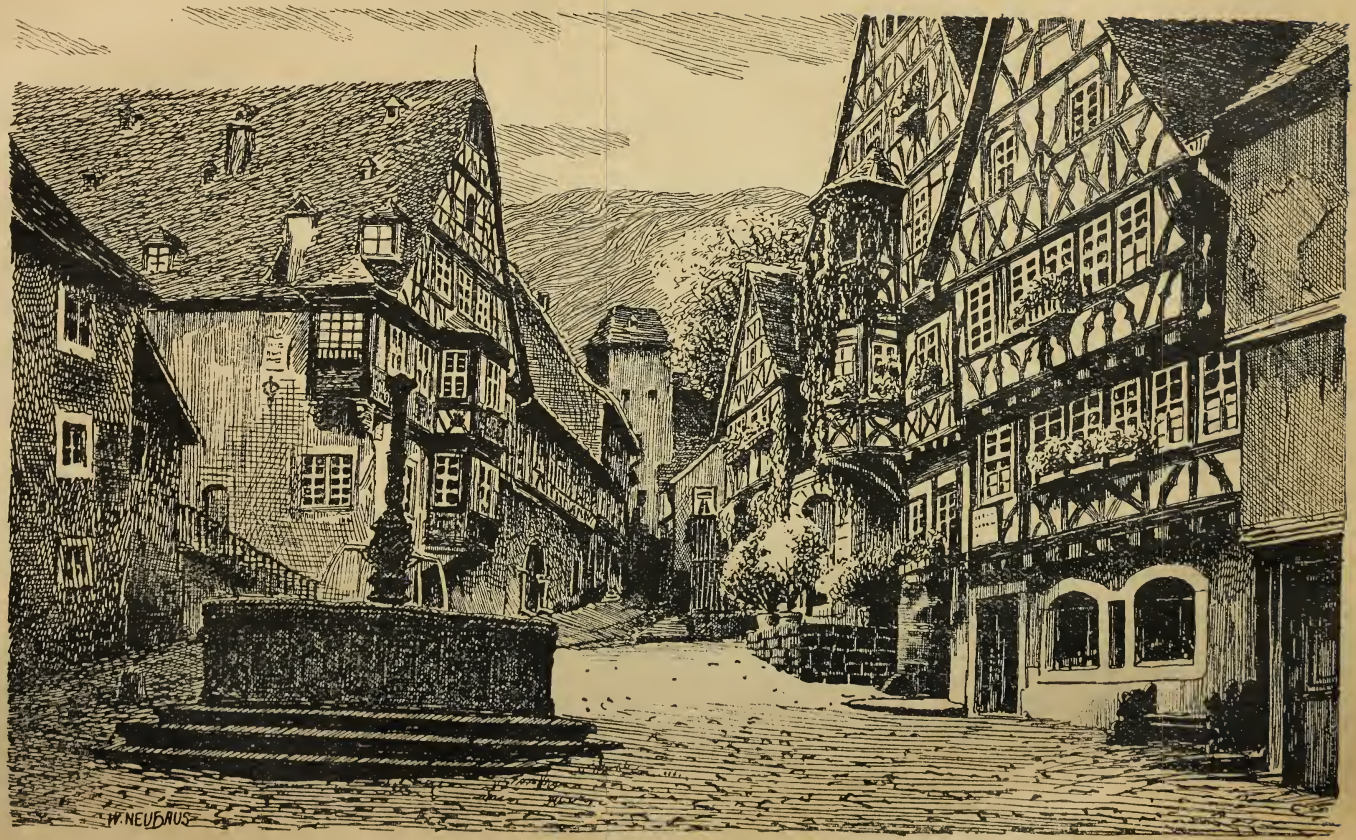
Durch Buchenwald, aus dessen goldroter Streu grün übermooftes Felsgestein dringt, steigt man von der Burg zum Städtlein nieder. Dessen Zugang von der Berg- und Waldseite ist wohlklingend wie eine alte Romanze und sucht ihresgleichen weit in den Landen.

Wo ist aber auch ein Städtlein, aus dessen Tor man stracks in einen herrlich hehren Walddom und dazu noch in eine romantische Schlucht tritt? Die Stadtmauer ist hier seltsam hoch und dabei nur dünn und von Efeu überrankt, geborsten, grün, rot und grau und hebt sich zackig zwischen den Waldbäumen nach beiden Seiten hinan, daß sie anzuschauen ist wie die hochkünstlerisch erdachte Kulisse eines Naturtheaters.

In der Schluchttiefe aber fügt sich in die Mauer ein hoher Turm mit einer Pechnase an der Außenseite, einem metallblinkenden Dach und zwei Wetterfahnen darauf. Und damit des Seltsamen nirgend auch nur etwas ermangelt, führt durch diesen Turm ein Pförtlein in die Stadt, gerade groß genug nur, um einen Mann hinein oder hinauszulassen. Aber der Durchgang im Turm erweitert sich nach der Stadtseite hin trichterartig, und jenseits sehen wir uns unvermittelt im schmalsten oberen Ende des bergigen Marktplatzes von Miltenberg.

Ein wenig feucht und muffig riecht es hier. Zu beiden Seiten stehen alte, alte Häuser, so schwer, so grau und geschichtenreich, daß man am liebsten gleich hier niederhocken und simulieren oder mit den Leuten plaudern möchte; aber unsere 20. Jahrhundert-Nasen sind für diesen Winkel nicht mehr genügend gefeit. So mustern wir denn nur mit flüchtiger Ehrfurcht diesen romantischen, mittelalterlich riechenden Marktplatzzipfel, der den drolligen Namen Schnatterloch führt. Ob die alten Miltenberger damit mehr die schnatternden Gänse als die — Verzeihung — schnatterlustigen Mitbürgerinnen gemeint haben, oder die schnatternde Haut, die man hier leicht bekommen kann, da sogar an den heißesten Sommertagen in diesem Winkel stets ein Eiskellerlüftchen weht, habe ich nicht erkunden können.

Wie einzigartig ist die Platzweitung, in die dieses Loch ausläuft! So unregelmäßig und ungeometrisch ist sie wie ein Marktplatz nur sein kann. Zudem uneben, bergig ansteigend und aus einer großen bauchigen Weitung in der Tiefe sich zu einer zentralen Rundung erhebend, um sich von hier in das bereits in aller Form vorgestellte Schlundgeschnatter zu verengen, das keine Gasse und keine Straße ist, vielmehr ungeachtet seiner Schmalheit organisch zum Platze gehört. Dieser unebenen Fläche passen sich, gleichfalls ansteigend, die Häuser an. Jedes für sich eine vollwertige Persönlichkeit, und doch alle insgesamt eine gemütvolle Gesellschaft bildend, gleich einem Kränzchen lieb- und lenzereicher Tanten mit



Miltenberg, Marktplatz

klugen und wohl-, wenn auch ein wenig altmodisch frisierten Köpfen.

So heiter erquicklich das Ganze, so eindrucksvoll und reich auch die Einzelheiten. Hier am großen Fachwerkhaus das kleine Dachl am Giebelspitz, mit der Wetterfahne darauf, der durch zwei Geschosse gehende fünfseitige Balkonerker, am Nachbarhaus das so zierlich gebogene und mit Astansätzen gezierte Balkengefach. Weiterhin das Törlein mit einer Freitreppe zu einer wunderlieblichen, blumenumkosten Himmelsgassenstiege, die, wie mir scheint, zu den singenden Engeln in Gottvaters freudenreichen Saal hinaufleitet. Zur anderen Seite zwei schwer an den Steinwänden hangende Erker, vorn und seitwärts und mit sonderlich prächtigen Fischmännern als Stützen. Und endlich der Schlund, der alle Blasierten, die nicht an die märchenheimelige, gute alte Zeit mehr glauben können und Romantik eine unfruchtbare Einbildung nennen, auf nur fünfzig Schritte unwiderstehlich eines Besseren belehrt, wenn sie sich überhaupt belehren lassen.

In der feierlichen Mitte des Bildes aber, das wie ein funkelnagelneues, körperlich gewordenes, glänzendes und goldgrundiertes Abziehbild aus Kindertagen vor unsern Augen steht, ein roter Sandsteinbrunnen, auf dem der bekrönende Abschluß fehlt, der aber gerade wegen seiner knospenhaften Säule und der zarten Struktur sich der feingearteten Umgebung glücklich einfügt. Wahrhaft, wenn nicht hin und wieder Menschen wie wir aus den bunten Häusern träten oder über den Platz gingen, man könnte beim einlullenden Geplätscher des roten Brunnens meinen, daß alles nur eine holde Gaukelei unserer Sinne wäre.

Dem Main zu schließt die große, ungefüge Stadtkirche den Platz ab. Aber diese nüchterne Kirche hat ein reizendes Luginsland an der Wasserseite, und nahebei an ihrer Westwand grüßen wir ihr größtes Kleinodium, ein steinern Kruzifix. Tilman Riemenschneider ist vielleicht sein Meister. Hat er's nicht geschaffen, so doch einer seiner besten Schüler. Wer's aber getan hat, schuf es sich zu bestem Dank und ewiger Ehr. Nicht sobald kann man den Blick von diesem Bildnis wenden. Edel ist der von wallendem Haargeflecht und einer starken Krone umrahmte Kopf, und seelenvoll sind die Züge dieses Leidensmannes. Nichts Schmerzverzerrtes, keine abschreckende, anatomische Todestreue mit angespannten Muskeln und Sehnen starrt da zu uns herab. Vielmehr ist's das Antlitz eines Mannes, der ausgelitten hat und dessen Bild den Menschen

zum Gedenken nur ans Kreuz geheftet sich zeigt; frei, leicht, schwebend und mit dem mild-schmerzlichen Blick eines Mannes, der viel Leid und Enttäuschung ertragen, es aber gewohnt ist und über jene lächelnd sinnt, die sein Leid nicht verstehen oder sich keine Zeit geben, über ihn nachzudenken.

Der altertümlichen Giebelhäuser sind im Städtchen noch viele, und die bejahrten Wirtshäuser mit knarrenden schönen Blechschilden geschmückt. Das am weitesten ausladende sieht man am Gasthaus „Zum Riesen", das selbst ein schauenswertes Gebäu ist. Und wenn auch der heutige „Riese" mit Ausnahme seiner Fundamente nur aus dem 16. Jahrhundert stammt, so ist doch verbürgt, daß das Haus Jahrhunderte früher schon ein vielbesuchter Gasthof war, und nicht unwahrscheinlich ist's, daß wir in dem bei aller Altertümlichkeit doch recht adretten Bau das älteste aller erhaltenen Wirtshäuser Deutschlands vor uns haben. Gar berühmte Herren werden unter den vergangenen Gästen dieses Hauses aufgezählt. So Kaiser Friedrich Barbarossa, Ludwig der Bayer, Karl IV., ungezählte Kurfürsten, Herzöge, Bischöfe, vor allem aber auch die großen düsteren Feldherrngestalten des 30jährigen Krieges, Tilly, Mansfeld, Wallenstein, Pappenheim, Gustav Adolf usw.; auch Luther wohnte allhie, als er von Worms zurückkam.

Das alles ist gewiß schön und von fesselnder Eigenart, wenn sich nicht in einen Besuch des alten Hauses der Eindruck mischen würde, daß die heutigen, das Haus besitzenden Geschlechter recht wenig historischen Sinn und Geschmack zeigen und den Ruhm nur als schnöde Gewinnquelle ausnützten. Dem Innern ist trotz seines Gewinkels, seiner engen, übersteilen Wendeltreppchen und der kleinen Gelasse ein schablonenmäßig neuzeitliches Hotelgepräge aufgezwungen. Welch bedauerswert geringes Taktgefühl den Besitzern in Kopf und Herz wohnt, beweist auch die Verunzierung der Innen- und Außenwände des Hauses mit allerhand auffallenden Geschäftsschildern, unter denen natürlich auch die Aufschrift „Auto-Garage" nicht fehlen darf, des ferneren die Umtaufung des altbiederen Titels „Gasthaus zum Riesen" in ein „Hotel" zum Riesen. Am widerlichsten aber berührt das große Reklamefirmenschild auf dem Dache, das, wenn man von der Burg her über das Städtchen blickt, in das im übrigen so wunderschöne Bild einen abscheulichen Mißton trägt. Wenn doch wenigstens dieses aufdringliche Schild verschwinden möchte, das den Gedanken nahelegt, daß ganz Miltenbergs Schönheit samt dem historischen Gasthaus und seiner denk-

würdigen Vergangenheit nur des Besitzers des „Hotels zum Riesen" wegen da ist. Und damit es gleich ein Aufräumen wäre, müßten die Dächer auch von den Telegraphengerüsten und deren Drähtegesperre befreit werden.

Möge sich die moderne Zeit in unseren Großstädten und Fabrikorten oder an solchen, die ihr altes Gewand endgültig eingebüßt haben, in beliebigster Weise betätigen; von den alten, uns durch ein glückliches Geschick unversehrt überkommenen Erbstücken unserer Ahnen soll und muß sie fern bleiben. Möchten auch die Stadtväter Miltenbergs alles daran setzen, die kleinen entstellenden Zutaten einer neuen Zeit wieder verschwinden zu lassen, sich und ihrem Städtelein zur Ehre, dem deutschen Volke zur Freude.

14. Ostheim an der Streu

Merkwürdig, daß Ostheim unbekannt ist, da es doch einzigartig ist. Seine Kirchenburg hat in Deutschland nicht ihresgleichen. Wegen dieser wehrhaften Kirche müßte man Ostheim wenigstens flüchtig kennen, wie etwa Michelstadt seines Rathauses, Miltenberg seines Marktplatzes oder Gelnhausen der Barbarossapfalz wegen. Doch nichts davon ist der Fall. Ostheim liegt in der Talvergessenheit eines ganz unbekannten Randflüßchens der Rhön, an der Streu, ungenannt wie irgendein nichtsbedeutendes Heidedörfchen.

Und wenn man im Winter nach Ostheim gerät, man sollte es nur im Winter tun, da es im besten Sinne eine deutsche Winterstadt ist, dann ist's, als wäre man in einer Stadt im Monde oder zum wenigsten in Grönland angelangt. Und man wundert sich, daß in Grönland oder auf dem Monde eine so altdeutsche Kultur voll so kindermärchenhaften Eindrucks ist und man das, obwohl ein Deutscher, bislang nicht gewußt hat.

Aus dem fränkischen Saaletal muß man des Abends mit der bimmelnden Kleinbahn durch die Winternacht gen Ostheim fahren, wenn der Schnee im breiten Tal der Streu alles, die Felder und Gärten und Wege, und wo ein Hof ist, auch den Pflug, die Hacke und die Hundehütte deckt. Der Lampenschein der Wagen klettert über die Gräben und Hecken, und weiterhin steigen feierliche Schneewogen zum Himmel. Wogen, die starr und still sind und die nirgend weißer sein können als hier. Und nirgends frischer und winterkühler. Ein Dorf steht in der Nacht, die breiten Dächer mit Schnee beladen. Und der Himmel wacht schwarz und stumm mit wenig Flimmersternchen über der weißen Erde, die ganz polar ist.

Aber anstatt, wie es den Anschein hat, endlos durch die weiße Rhönnacht zu fahren, entläßt uns der Zug nach einem halben Stündchen schon. Die Füße versinken im Schnee des Bahnsteigs, der im Lichtschein mit Diamantenstaub überschüttet ist. Eines Flusses eintönige Stimme hört man zwischen schweigend sich spreizenden Erlen, und jenseits der rauschenden Streu ist Ostheim. Seine

graue Rückseite. Langgestreckte Mauern mit überstehendem Oberstock voll dünnen Fachwerks und darüberhingreifenden Schneedächern. In der Nacht ein ungewisses Nebeneinander von drohendem Dunkel. Einander überragende Schatten, miteinander ringende Giebel und sich duckende Dächer, wie in der Überraschung innehaltende und auflauschende Kämpfer.

Ein schmaler Brückensteg führt über das Wasser. Man weiß nicht, ob er in ein hochgelegenes Kellerloch mündet oder in einem kalten Kammerfenster. Denn die Brücke rennt geradenwegs auf die Mauer zu, die geschlossen zu sein scheint. Doch drüben sieht man einen engen Mauerschlupf, von einem kleinen Schwibbogen überspannt. Und am Ende dieser winterdunklen Gasse glänzt im Lampenschein ein Stück vom Marktplatz des Städtchens.

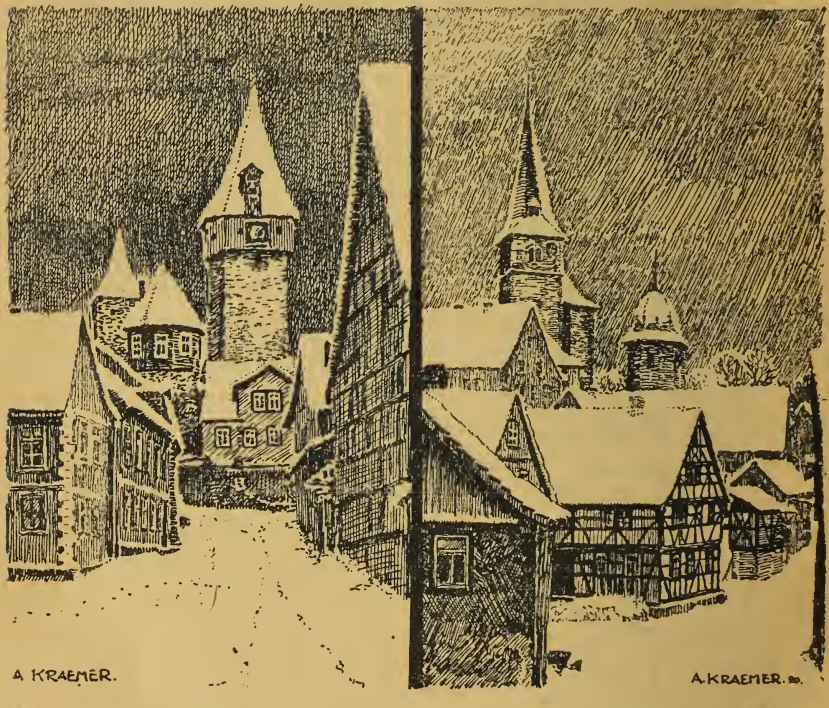
Dieser ist ein großer weißer Teppich, auf dem das Rathaus grau, schlicht und glatt steht, halb Scheuer, halb Palast mit seinen großen rohverkleideten Toren, seinem zierlichen Balkon und den hohen Fensterpaaren. Hell und mild wie der Mond scheint die erleuchtete Uhr über den Platz. Sie sitzt dicht über dem sommerlichen Balkon, der mit dem niedrigen Turm wie ein letzter erlöschender Ausklang venezianischer Paläste ist, und rückt freundliches Licht und mitteilsame Gedanken in die Erdennähe. Nicht zuletzt das macht mir das alte Rathaus, das überdies klug und geschichtenreich aussieht, liebenswert.

Des Nachts steht es wie eine grauhell aus dem Himmelsdunkel vortretende Kulissenwand aus alten Theatern auf dem Schnee. Dieser nimmt jedem Schall seine Härte und wirft ihn gleich weichen Bällen zum Staunen vernehmlich durch die kalte Luft. Man hört keine Schritte der über den Schnee Wandernden, nur das zeitweise Abklopfen der Schneeballen von den Sohlen, aber man hört die Stimmen schon aus den entfernten Ecken des Marktplatzes, noch ehe man die Leute erblickt. Und allen Leuten heftet sich die winterliche Kühle an Wangen und Kleider, daß sie zur köstlichen Würze wird, die an kalte Honigkuchen mit rotem und weißem Zuckerguß denken macht, wie er zu der Großeltern Zeiten Mode war.

Am Tage überkommt einen auf dem von einfachen Häusern umschlossenen Marktplatz wieder das Gefühl an die Stadt im Polarkreis. Denn Ostheim ist nicht wie andere Städte. Nicht eng und winklig, sondern voll ungewöhnlich weiträumiger Plätze und breiter aber kurzer Gassen, die sich plötzlich in ganz schmale Schlunde verengen, oder bergauf zu sonderbar schön nebeneinander gedräng-

ten Türmen weisen. Das ist so von dem Gewohnten abweichend, daß einem von selbst die Stimmung des Ungewöhnlichen sich bemächtigt und man, sich ihr überlassend, auf Entdeckungen geht, Entdeckungen aber, zu denen man vorher weder Plan noch Ziel überlegt.

Und Ostheim, das alte Rhönstädtlein, lächelt und weist uns wie eine weise, liebe Person, die man lange übersehen, nachsichtig



Ostheim Nordheim

mannigfaltige Reize. Man tritt in Gassen, in denen ein Helldunkel herrscht wie auf Rembrandtbildern. Man sieht breite Holzfüllungen mit geflechtartiger Schnitzerei an den Häusern, man freut sich gefälliger Giebelumrisse an kleinen schloßähnlichen Häusern, in denen einst Adelsfamilien der Stadt, wie die Stein, Thann und Obernitz, hausten. Man blickt durch Mauerschlitze auf die Streu und ihre Uferbäume, deren feine Äste mit Perlen besetzt sind. Und man dringt in Häuser, in denen das Mühlrad in holzreichen großen Kammern rumpelt, und schwätzt ein wenig mit dem freundlichen

Meister und tritt auf die überschneiten Holzstege, die zum Wasser führen. Man sieht Wahrzeichen des Schönheitssinnes alter Ostheimer Handwerker an den Wänden, hier das maßvolle Schild des Wirtshauses zum Schwanen, dort schnörkelreiche wasserspeiende Drachenfische mit einer Blume am geringelten Schuppenschwanz und vergoldetem Krönlein auf dem Kopfe. Der diese schönen blechernen Ungetüme vergoldete, ist eine alte, treuherzige Spitzwegfigur im bequasteten und beschnupften Schlafrock, der hoch oben bei den Wasserspeiern im Dachstüblein haust und ein kleines Heer von Blumen pflegt, eine liebenswerte Gottvaternatur.

Und man steht an der Streu und lacht, wenn man bis über die Knie in verborgenen Ufertiefen einsinkt. Und freut sich der deutschen Kleinstadtwunder. Der buntfleckigen Wassermühle, vor der zwei Pappeln kerzenschlank Wache halten, der alten Steinbrücke mit den schneeüberpackten Stufen, die zum Wasser hinableiten, und den alten Häusern. Ein Bild, das in seinem Schönheitswerte so hoch steht wie Gemälde irgendeines berühmten Holländers oder Spaniers oder wie eine Symphonie von Beethoven oder ein Goethesches Lied.

Ein Wunder für sich sind die mürben Häusermauern an der Streu in ihrer winterlichen Grauheit und der Weihe, die ihnen der reine Schnee gibt. Jeder gelbe und rötliche Fleck, der das Grau der Wände durchmischt, jede grüne und blaue Holzleiste an den Fenstern und die weiße oder rotgewürfelte Wäsche, die vor ihnen hängt, alles ist an seinem Platze, und das Ganze eine Kostbarkeit, die Natur und Zeit aus den Werken der Menschheit gemodelt haben. Wenn doch alle Augen sehend wären und diese unersetzlichen Feinheiten vor jeder Unbill schützten! Mag man neue Häuserkasten außerhalb der Stadt hinsetzen, soviel man Lust dazu hat, es ist ja Platz genug da. Aber hütet das alte Ostheim, das niemand zum zweitenmal so echt hinzusetzen vermöchte!

Und natürlich auch die Kirchenburg, die im Städtchen zu oberst als bauernstädtische Akropole horstet. Der Schnee umfaßt sie, als säße die Hälfte der Mauern unter der weißen Hülle. Ein sonderbares Bild. Ein Viereck von je 75 Meter Seitenlänge, umzogen von einer niedrigen Außenmauer und einer sieben Meter von dieser entfernten höheren Innenmauer. An die Außenmauer lehnt sich auf der Stadtseite ein kurzes Vortürmchen, ein winziger Bube gegen die vier großen Türme, die an den Ecken der Innenmauer aufsteigen. Turmgesellen mit Charakterköpfen; der schönste ist jener,

auf dessen schlankem Vierkantrumpf ein Fachwerkgeschoß sitzt und eine Ziegelhaube, aus der eine Glockenmansarde tritt.

Im Hofinnern eine breithingehockte graue Kirche mit einem auffallend dicken niedrigen Turm. Die Haube, die man in der Barockzeit hinaufgestülpt hat, sieht wie zusammengesackt aus. An den Innenmauern allerlei Stallgebäude und sechzig Keller, die aus der ältesten Zeit dieser Burg stammen. Es ist unnütz, darüber zu grübeln, warum die Ostheimer, abweichend zu dem Brauch anderer Städte, ihre Kirche mit Doppelmauer und Türmen umwehrten. Irgendeiner der trefflichen tonangebenden Altbürger, wahrscheinlich aber einer der in dem Städtchen beheimateten Edelleute, wird den Vorschlag gemacht haben. Vielleicht, vielleicht auch nicht in Anlehnung an die Kirchenburgen im deutschen Siebenbürgen. Kurz, die Burg erstand als Kirchenumwehrung im 14. Jahrhundert und versah ihren Dienst mit wechselndem Glück. Einmal aber so gut, daß, wie man sagt, bei einem Überfall durch Kroaten im 30jährigen Kriege die Burg von nur zehn beherzten Männern mit Hilfe guter Doppelhaken, also Geschützen, erfolgreich verteidigt worden ist. Es ist naturgemäß auch ebenso einleuchtend, daß die Burg wohl die ständige Zuflucht in kriegerischen Tagen für alle wehrlosen Einwohner und die Frauen und Kinder wie die schützenswerte Habe war, auch einen wichtigen Teil der bewehrten Stadt bildete, im übrigen aber das letzte Bollwerk, auf das man sich zurückzog, wenn die übrige Stadt nicht mehr zu halten war.

Treffliche Leute müssen die alten Ostheimer gewesen sein, und farbenreicher und schildernswerter erscheint mir die Geschichte der alten kleinen Rhönstadt wie die Gegenwartsgeschichte mancher deutschen Großstadt. Nur eine einzige Begebenheit aus dem Leben des alten Ostheim will ich erwähnen, den städtischen Gerichtstag, der nach einem alten Herkommen, dem sogenannten Peterweistum, alljährlich einmal gehandhabt wurde. Unter freiem Himmel in oder bei Ostheim umstand die Gemeinde den Richtertisch, um den die zwölf Altmannen der Stadt saßen. Der Stadtschultheiß paradierte hierbei mit einem Zepter, und feierlich, feierlich von seiten der 12 Regenten wie von seiten der Bürger, wurden die alten Verträge erneut, die Gemeindewirte, Kirchendiener, Müller, Hirten, Nachtwächter neu- oder wiedergedungen, die Strafgelder eingezogen. Dann aber, wenn alles getan war, tat man sich in den Wirtshäusern bei däftiger Speise und vollgehaltigem Trank gütlich, und es wurde den Bürgern und Bürgervätern nicht verdacht, wenn

sie, wie es in der alten Chronik heißt, auf allgemeine Kosten „prave Reüsch", soll heißen tüchtige Räusche, nach Hause brachten.

Kalt und unwirtlich ist es im Burghofe zur Winterzeit, denn es ist eine rechte Burg des Winters. Aber der Anblick der Keller und Mauern, ganz zu schweigen von den Türmen, die im Winter eine besondere Augenweide sind, ist noch unterhaltsamer als die Kirche, die das Pietistentum seiner Nüchternheit angepaßt hat. Aber etwas an ihr ließ doch wie einen hellen Sonnenblitz die glutvollsten Farbenwunder des Orients in mir aufleuchten. Ich las über einem der Portale den Bannspruch: „Ein Sohn des Satans wird der sein, der diesen Tempel schändet!" Er gleicht aufs Haar den antiken Drohungen, die man auf ägyptische und altrömische Grabbauten setzte, um Tempel- und Grabräuber abzuschrecken.

Das Innere ist einer jener Kirchenräume, die seit vier Jahrhunderten ihren Zweck verfehlt haben. Für ein katholisches Gotteshaus ist es seiner einstigen Feierlichkeit entkleidet. Eingebaute Galerien und ein Gehäuf von unbequemen, hochlehnigen Bänken rauben ihm die alte Raumschönheit und wandeln die dreischiffige Halle in bretterne Geschmacklosigkeit. Für einen protestantischen Betraum aber würde ein mit guten Gemälden eingerichteter Saal bessere Dienste leisten als dieser wesensfremde katholische.

Unter dem, was die Kirche an Wandschmuck aufweist, ist nichts von Wert, auch nicht das absonderliche Holzschnitzwerk mit dem Abendmahl Christi, und vollends nicht das Wappengekröse über der Herrschaftsloge, das nach rechts und links gefräßigen Raupen gleicht. Das 18. Jahrhundert hat zudem noch die Loge in einen eisernen Käfig verwandelt, eine Selbsteinschätzung der Herrschaft, die lächeln machte, wenn die sich damit erweisende Unbildung nicht zu betrüblich wäre. Den Gipfel der Geschmacklosigkeiten aber bedeutet der Grabstein eines Herrn von Stein aus dem Jahre 1690. Ich würde ihn nicht erwähnen, wenn nicht die Häßlichkeit hier in einer Art stilvoll wäre. In Anlehnung an den Namen hat es der Witwe gefallen, ihren Gemahl als schlafenden biblischen Jakob, auf einem Stein liegend den Himmelsleitertraum träumend, darstellen zu lassen. So liegt denn der brave Ostheimer Edelmann mit seinen auffallend großen Händen auf einem Stein, der nebst dem Hintergrund wie unförmige Massen von Schnee sich ansieht, hinter denen zwei Burgen ragen. Auf einer kurzen Stalleiter hüpfen drei wohlgenährte Engel auf und ab. Ihre Hände und Gelenke sind respekteinflößende Ungeheuerlichkeiten. Das Bäumchen mit seinem

wurmähnlichen Laub, die scheibig quellenden Wolken sind Beigefüge von entsetzender Anmut, der wohlgefällige Geist Gottes desgleichen. Dieser ist ein strahlenaussendendes Dreieck mit karikaturenhaften Gesichtszeichen. Den untersten Teil des Steines nimmt die Inschrift ein, die von zwei nach außen sich wendenden Engelbüsten und deren Flügeln umrahmt wird. Diese Engel mit den knallpfropfigen Gesichtern und den überreifen Proportionen sind verblüffend in ihrer Geschmacklosigkeit wie die von ihnen umfaßte Grabschrift selbst: „Dieser Stein ward dem ädlen Stein, Herrn Heinrich Christoph, der auf den auserwählten Stein sich schlafend legend den Engeln vergesellschaftet worden, durch dessen Ehegemahl Frau Sophien, geb. Thannin, zu letzten Ehren aufgerichtet, dessen Leib in der Sakristei beigesetzt in Gott ruhet."

Es sträubt sich alles Gute und Böse in einem bei der Betrachtung eines solchen Undinges, zu dem die Bekrönung, ein Totenkopf, aus dessen Augenhöhlen Blätter sprießen, naturgemäß paßt. Aber man muß doch anerkennen, daß in diesem Altar der Abgeschmacktheit gut durchgeführte Einheit liegt, und daß sogar die hohle Phrase hier eines kernhaften Ausdrucks nicht entbehrt. So bleibt denn als schwacher Trost, daß der Bildner, der an sich nicht unfähig war, einen guten Kern besaß, wenn er sich auch ganz den bombastischen Liebhabereien seiner Zeit ergab.

Von besserem Geist redet das Rathaustürmchen und seine ebenmäßige Barockhaube. Wer aber die Göttin der Gerechtigkeit mit der Wage und der Augenbinde als Wetterfahne der Turmspitze anheftete, muß ein Kobold oder ein großer, naiver Heiliger gewesen sein. Und die anderen Ostheimer nicht weniger, denn sonst hätten sie nicht so schnell den rechten Vers auf ihre Wetterfahne dichten können: „Und klingt das Urteil noch so toll, so weiß man, wie man's halten soll: Astrea, die arme Blinde, verhält sich nach dem — Winde."

Es ist für das kleine Rathaus zu Ostheim bezeichnend, daß es mir weit mehr Achtung und Anteilnahme abforderte als mancher weit größere Rathausbau alter oder neuer Zeit. Wohl hauptsächlich deshalb, weil sein Dach und seine glatten Wände alle Räume gleichmäßig umschließen und trotzdem diese Räume den gegensätzlichsten Zwecken dienten. Die beiden Tore öffneten den Zugang zur großen Durchgangshalle des Erdgeschosses, wo die mittelalterliche Apotheke und die Fleischbänke lagen und auch andere Waren gemarktet wurden. Oben war neben einem großen Saal

und einigen kleinen Schreibstuben ein großer, durch Holzsäulen getrennter Raum für den Verkauf von Tuchen. Vorn aber, wo eine Doppeltreppe, die heut' leider nicht mehr ist, ins Obergeschoß führte, befand sich zu beiden Seiten der Treppe je eine Narrenstube, deren kleine Fenster man noch jetzt sieht. Es muß unterhaltsam gewesen sein, beim Hinaufsteigen auf der großen Rathaustreppe einen Blick durch die Gitter ins Narrenstüblein tun zu können. Und an einem Tore, dicht neben der Treppe, fand sich auch das Halseisen und der Stein, an welche die an den Pranger gestellten Feld- und Gartendiebe geschlossen wurden. Derbe Späße werden sie, die die gestohlenen Dinge um den Hals trugen, über sich haben ergehen lassen müssen, sowohl von den Vorüberkommenden wie von den meist über sehr lose Mäuler verfügenden Insassen der Narrenstuben.

Der große Saal aber sah allerhand Festlichkeiten mit biederem Gepränge. Und dies kunterbunte Durcheinander, Arbeit und Feste, Marktgetriebe und Diebspranger mit Narrenhaus, der noch heut' klingenden schönen Uhrglocke, den mancherlei schwer deutsamen Zahlen und Zeichen und Gesichtern, die hier und da in das alte Mauerwerk gemeißelt sind, zuguterletzt auch die im Winde sich drehende Justizia füllt das Haus mit Leben von unten bis oben und macht es anschauenswert.

Wie aus einem Guß geformt fügt zum Bilde sich auch der Rahmen. Ober- und unterhalb der Stadt an der Streu zwei Prachtdörfer, besonders das oberhalb gelegene, Nordheim, ein Wunderding, die Schönheit in stattlicher Ruhe. Und zwischen Ost- und Nordheim, hoch über die weißen Wälder gestellt, die Lichtenburg, die selbst unter Lasten von Schnee noch die Romantik der Troubadoure, von denen seine Mauern durchklungen sind, erkennen läßt und auf der Otto von Bodenlauben seine Minnelieder im schönen Maien ersann.

Eng verschwägert war die Kultur der Orte und des Ritterhauses an der Streu, ein Kulturleben von familiärer Einheit und künstlerischer Ausgelassenheit.

Buntes Leben alter Tage, du bist mit den Toten ins Grab gestiegen, und nur die alten Steine stehen noch und warten vergebens auf die, die nicht wiederkommen können. Zwar, wenn man durch die Gassen wandert, ist's, als lebte man im Zeitalter, da noch Mauern und Türme untadelig erhalten waren und an den Stadttoren nach strenger Verpflichtung durch den Stadtschultheiß der Wächter die ankommenden Fremden höflich mit folgendem Exa-

mina anzuhalten hatte: „Wo sie herkommen, wer sie seien, wie sie heißen, was sie tragen und führen, ob sie über Nacht hier bleiben und wo sie logieren." Und wo der Nachtwächter seiner Blütenlese von Pflichten nachzukommen hatte, die mit Bedacht der Stadtschultheiß, Bürgermeister und Rat der Stadt Ostheim aufgesetzet und die noch bis vor wenigen Jahrzehnten Gültigkeit hatte. Ich will sie hier anführen, da sie ein lebendiges Licht auf das Leben im alten Ostheim wirft und auch ansonsten gar sehr erbaulich und ergötzlich ist, nicht nur, was das Ding an sich, sondern auch den gewichtig wohlmeinenden Stil betrifft.

Also: „Ihr sollet geloben und schwören, daß Ihr winters und sommers zu der gesetzten Zeit die Wache gebührend antreten, alle Glockenschläge und Stunden richtig anschreien, annebst jedesmal nach denen Sonn- und Festtagen, Jahreszeiten und Läuffen, ingleichen vor denen Hochzeit-, Kindtauff- und Sterbehäusern, auch wo kranke und schwörmüthige Personen sich finden, erbauliche Verse singen, und so viel Euch zu wachen gebühret, Euch vor und nach Mitternacht auf der Gassen finden lassen, Euren Gesellen und die Schleichwächter gebührend aufwecken und nebst denenselben auf alles dasjenige, was nächtlicherweile zu gnädigster Herrschaft des Ortes und eines jeden darinnen wohnenden Nachbars Schaden vorgehen könnte, achtung geben, um 10 Uhr des Abends im Wirtshaus und auf denen Ehrengelagen, an Hochzeiten, Kindtauffen, Weinkauffen, Handwerks- und Gesellenzusammenkünften und dergleichen Feierabend gebieten, bei Unterbleibung dessen dem Wirt die Lichter wegzutun und es dem Schultheißen sofort anzuzeigen, die Nachtschwärmer und Tumultanten mit gütigen und ernsthaften Worten von den Gassen treiben, nötigenfalls aber die Schleichwächter, oder die Schultheißen und Unteroffizier, welcher nur am ersten zu erlangen ist, zu Hülfe nehmen, jezuweilen und bei befindender Notdurft, in denen Hirten-, Schäfers- auch anderen des Diebstahls und der Feldmausereyen berüchtigten, oder verdächtig werdenden Häusern nach denen daselbst herbergenden Bettel-liederlichen und verdächtigen Leuten sehen, und deren nächtliches Aus- und einschleichen möglichstermaßen verhüten und davon unverzügliche Anzeige an den Schultheißen thun, desgleichen die nächtlicherweise durchpassierenden Leuthe ansprechen, examinieren, und nach Befinden anhalten, oder zurechtweisen, bei vermerkenden Diebstahl die Nachbarn wecken und Lärmen machen, auch thunlichenfalls der Diebe habhaft zu werden trachten, die anscheinende, oder wirklich aus-

brechende Feuersgefahr, schleunigst denen in der Gefahr stehenden Leuthen, sowohl als deren Nachbarn mit Benennung des eigentlichen Orths kundmachen, das Feuer ausschreien, sogleich dem Schultheißen und Spritzenmeister ansagen, auch die Läutung derer Feuerglocken und Räumung der Wasserbäche veranstalten, übrigens aber eines nüchternen und vorsichtigen Wandels Euch befleißigen und überall so, wie einem getreuen Nachtwächter gebühret, Euch verhalten sollet und wollet."

Rothenburg, Am Plönlein

15. Rothenburg ob der Tauber

Seit Ludwig Richter verwundert das erstemal in Rothenburgs romantischen Bannkreis trat, und seit die ersten Maler ihre Staffeleien in Rothenburgs Winkeln und Gassen aufstellten, ist diese Stadt schon hundertfach beschrieben worden. Die Mär von einer seltsamen Stadt in fränkischen Gauen, die wie keine andere ihr mittelalterliches Gepräge rein bewahrt hat, drang schnell in die Weite und zog Schaulustige aus aller Welt herbei. Ich, einer von den ungezählten Tausenden, weilte vor etwa zehn Jahren das erstemal in dem stillen Rothenburg und war, wie dies nicht anders möglich ist, hocherfreut und glücklich. Ich sah ein Traumbild romantischer Sinnesart verwirklicht, von dem man sagen kann, daß sein Vorhandensein ans Wunderbare grenzt, wenn man bedenkt, wie anderwärts die Städte, die doch ehedem wie Rothenburg aussahen, sich zu ihrem Nachteil verändert haben.

In der nachfolgenden Zeit wanderte ich nach meiner Art viel durch wenig bekannte deutsche Talgaue und Flußtäler, nach alter Städte- und Burgenschönheit forschend. Ich lernte manch heimeliges liebes Nest kennen, das sich, was unverdorbene Altertümlichkeit betrifft, Rothenburg zur Seite stellen konnte; nirgends aber fand ich eine gleich große und ausgedehnte Stadtanlage, die vom Hauch der neuen Zeit so verschont geblieben wäre als eben die fränkische Städteperle an der Tauber.

Dann kam die Zeit, wo mich die Sehnsucht drängte, Rothenburg wieder einmal aufzusuchen. Es war im letzten Jahre. Der Fremdenstrom, der sonst mit Koffern und Schachteln, Schirmen, Kodak- und Malkästen die Züge von Würzburg nach Ansbach füllte und in Steinach nach Rothenburg abzweigte, war diesmal bis auf sehr spärliche Tröpflein versiegt. Sonnig war der Tag wie damals, als ich Rothenburg mit der sehnenden und hoffenden Seele eines Romantikers entgegenzog. Aber befremdend mußte ich sehen, daß die Zeit an Rothenburg nicht ohne Spuren vorübergegangen war. Zwischen dem etwa tausend Meter von der Stadtmauer entfernten Bahnhof und der Stadt, ja bis dicht an deren Tore, hat sich ein neues Rothenburg gedrängt mit breiten, lang-

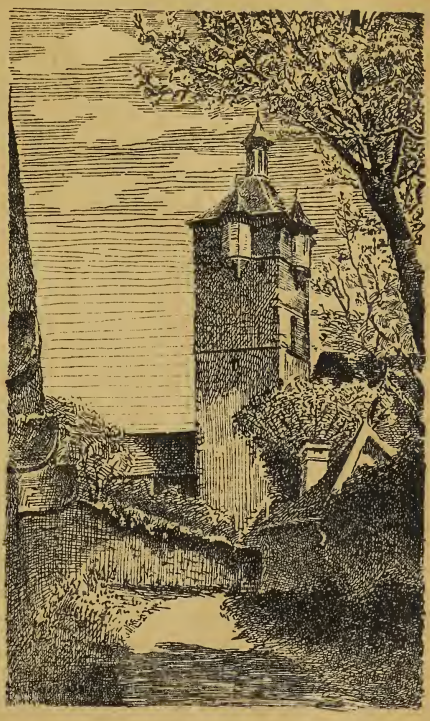
weilig geraden Straßen, neuzeitlichen Kastenhäusern und — Fabriken! Auch an Rothenburg scheint sich also das Schicksal zu erfüllen, das sich Nürnbergs schon Jahrzehnte vorher bemächtigte, nämlich daß die alte Stadt von einer neuen umringt wird. Glücklicherweise macht es aber die Lage Rothenburgs unwahrscheinlich, daß sich die neue Stadt wie ein neumodischer feuervergoldeter Gürtel mit unechten Steinen um die ganze alte Stadt legt. Sie wird, was schon störend genug wirkt, sich auf das flache Gelände im Osten beschränken.

Trotz der unpassenden Nachbarschaft ist der Eindruck, den die alte Stadt gleich am Rödertor macht, ungewöhnlich packend, daß man, selbst wenn man vorher tüchtig in Europa und anderen Festländern herumgezogen, sozusagen mit Schönheitseindrücken bis an den Hals gesättigt ist, ganz außer Rand und Band gerät. Und man wundert sich baß, daß die Bürger- und Bauersleute, aber auch die Fremden, die hier vorübergehen, so gleichgültigen Auges über die sonderbare, gänzlich unzeitgemäße Szenerie hinschauen. Das Rödertor ist eine völlig erhaltene Torburg mit Außen- und Innentoren, Brücken und einem ganz eigen anmutenden Blick in die grüne Tiefe eines Wallgrabens, in welchem Butterblumen und Vergißmeinnicht blühen. Fliedergesträuch und Obstbäume streben aus ihm zur blauen Himmelsluft auf, und darüber ragt still die rote Stadt mit Türmen und spitzen Ziegeldächern.

Und das ist an Rothenburg immer noch das Einzigartige, daß man nicht befürchten braucht, irgendwo in den reinen Zusammenklang von Natur und alten, wohlabgestimmten Bauformen den Mißton eines abgeschmackten Neubaues oder die Riesenlettern einer Firmenreklame hineingreifen zu sehen. Nichts von alledem. Mag man durch die Tore, die Straßen geradeaus weiterschreiten, mag man rechts oder links abbiegen und seiner Lust am Stegreifwandern in aller Behaglichkeit stattgeben, überall sieht man ein altschönes Gassenbild ans andere, einen malerischen Hof und Häuserwinkel an den anderen sich reihen.

Und wie weltvergessen die Wege an den Stadtmauern entlang, wo aus dem Grase Königskerzen leuchten und Veilchen duften und über die von Halm und Blumen umschmeichelten Mauern sich Geißblatt und Efeu breiten! Hier und da unterbricht ein altes schiefes Häuschen die Mauerflucht und steht irgendeiner der zahlreichen Türme wie ein aus heiter sanfter Hirtenmelodie aufspringendes Intervall.

Einzig ist das unvergleichliche Rothenburg auch dadurch, daß man auf den Wehrgängen seiner Ringmauer rund um die ganze Stadt wandern kann. An allen Tortürmen finden sich noch die aus rohen Steinplatten gefügten Aufgänge zu dem oft zehn Meter hoch über dem Erdboden sich hinziehenden Gange. Von ihm kann man durch die Schießluken in die Tiefe und Weite außerhalb der Mauern spähen, stadtwärts aber, halb aus der Vogelschau, über die Dächer in allerlei Höfe und Gäßlein hineinblicken. Oft ist es ein Blick aus der Gegenwart in längst verklungene selige Kinderzeit der deutschen Kulturmenschen, als die Kleinen noch auf Gassen groß wurden, zwischen deren Steinen Gras sproß und an deren Rande der Schlehdorn und die Maiblumen blühten, wo im erquickend tauigfrischen Garten die Kirschen reiften und man des Abends in der weinumsponnenen Laube oder auf der Bank unter dem alten Birnbaum durch ein gemächliches Plauderstündchen den Tag beschloß, der noch nicht so sorgen- und lastenschwer wie heute zu sein pflegte.



Rothenburg, Klingenturm

Schaut man gar die roten Dächer mit ihren bald niedrigen, bald hohen, geschweiften und gebuckelten, längs und quer gerichteten steilen Flächen, mit den Mansarden und Bodenluken, den mürben geschwärzten Schornsteinen im Lichte einer warmen silbrigen Mondnacht, dann wird man ob der übergroßen nächtlichen Städteschönheit Altrothenburgs fast irre an sich selbst und geneigt, alles für ein Traumbild zu halten.

Freilich, jetzt rumpelt nicht mehr die alte Postkutsche mit einem Lenauschen Postillon durch die Maiennacht und lenkt auf holperigem Pflaster durch das ungewiß von Laternenschein erhellte Tor ins alte Städtelein. Auch der Türmer und der Nachtwächter mit

seinem Horn und dem feierlichen Stundensang sind für immer ins Grab gesunken, obwohl man diese alttraute Sitte gerade in Rothenburg hätte am Leben erhalten sollen, da man bemüht ist, hier möglichst alles andere unberührt zu lassen.

Nur in einem der Türme fand ich noch hoch oben, mehr den Wolken wie dem Erdenstaub benachbart, ein fein heimelig Türmerstüblein, in dem am trauten Fensterwinkel rote Geranien und Fuchsien blühten, und wo eine alte, mit Steingewichten beschwerte Wanduhr im ernsthaft harten Tack-tack des gravitätisch überlangsam ausholenden Riesenpendels den Zeitenlauf der alten, weißhaarigen Türmersfrau regelte. Die Zeit, da auch sie einmal jung und frisch unter dem breitästigen Kastanienbaum am Tore saß und mit Altersgenossen scherzte, war lange dahin und sie wie ihr zwischen Himmel und Erde, der letzteren entrückt gelegenes Heim, wahrhaft von der Zeit vergessen.

Man spottet heute viel über die gute alte Zeit und denkt dabei der rohen Rechtspflege jener Tage. Abgesehen von ihr, die freilich einen düsteren Schatten auf das Leben unserer Altvorderen warf, müssen die Tage der letzteren doch weit gemütreicher und bekömmlicher verlaufen sein als heute, da die Sorge um ein standesgemäßes Dasein und die Verflachung und Veräußerlichung der Genüsse überhand genommen haben.

Von den alten, gemütvollen Zeiten erzählen auch in Rothenburg die friedreichen Obstgärten hinter den Häusern, die plätschernden Brunnen auf den Straßen, die großen gewölbten Hauskeller, in denen sogar die gemauerten Wasserbehälter für die Fische nicht fehlen, die behaglichen Küchen und die getäfelten Stuben. Das ganze Gepräge Rothenburgs läßt noch heute erkennen, daß solche Städte einen wahrhaft idealen Hort für Lebensphilosophen nicht minder wie für ruhebedürftige abgehetzte Seelen bedeuten.

Gewiß, einen jungen Feuergeist konnte das allzu ruhige, wenig abwechslungsreiche Leben, wie es sich besonders seit dem 17. Jahrhundert in den meisten Kleinstädten einstellte, nicht befriedigen. Doch wie die drei köstlichen Gebrüder Zahn, die unbeweibt gebliebenen Söhne des rothenburgischen Stadtmusikus Zahn im 18. Jahrhundert, in Tatendrang und Abenteuerlust aus Rothenburgs Mauern zogen, in der Welt Verdienst, Glück und hohe Ehre fanden, an ihrem Lebensabend aber wieder gern ins heimische Nest zurückfanden, so wird es auch jedem anderen Lebenskünstler ergehen, der sich selbst nach einem Dasein voller Genuß und Abwechslung kein größeres

Labsal bieten kann, als in einem rothenburgischen Glückswinkel seine Tage friedsam zu beschließen.

Denn Rothenburg ist wahrhaft schön und wirkt wie der goldumflossene Abglanz eines taten- und freudenreichen Lebens.

Man wandere nur hin zum stillen Burggärtlein und trete an die Brüstung des wie ein Schiffskiel ins Taubertal hinausgreifenden einstigen Burghortes. Da schneidet vor uns das Taubertal breit und tief ein, mit allen Reizen einer idyllischen Frankenlandschaft geschmückt. Am blinkenden Wasserlauf Reihen von jungen Pappeln, grüne Anger, behäbige Mühlen- und Bauernanwesen. In nicht allzu weiter Entfernung ein lieblich in das Tal gepflanztes Dörflein, zur Seite aber, wie eine hell leuchtende, zackige Königskrone, die hoch über der Tauber dicht an den steilen Hang tretende Stadt, mit ihren Dächern und Türmen in den Sonnenhimmel hinaufwachsend.

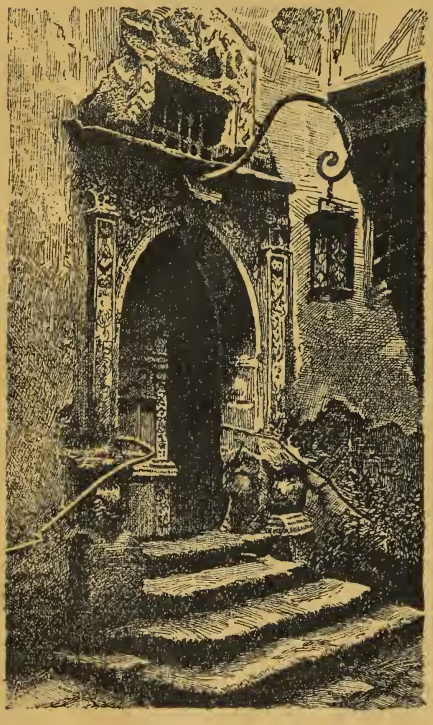
Oder man wandere durch eines der Tore hinab in den Taubergrund, der samt dem von hier aus gesehenen Rothenburg wie eine Szenerie zum Osterspaziergang aus Goethes „Faust" anmutet. Da leuchtet die Sonne auf den alten Gehöften im kühlen Grunde, und als ein seltsam schöner Gruß aus lange begrabener Zeit tritt uns das burgenartige Haus des altrothenburgischen Bürgermeisters Toppler in den Weg, mit efeuübersponnener kleiner Steinbrücke, alten Blütenbäumen und weißem Gewand, von dem Butzenscheiben und Wappentafeln zartbunt wie eine farbige Zier auf reinem Linnen sich abheben.

Hoch oben, weithin gebreitet, als throne dort Nürnbergs oder Augsburgs schwerwiegende Städtepracht, gleißt und funkelt die Sonne in den Scheiben und auf den Wänden und roten Dächern des überwältigend sich darbietenden Rothenburg. Ist's dann nicht, als wenn von der Höhe des Lebens tatenreiche Tage herabgrüßen ins idyllisch friedliche, abendkühle Tal einer ausruhenden Seele?

Droben im Städtchen geht indes das Leben seinen geruhsamen Gang, wenn auch der verklärende poesievolle Hauch früherer Tage verweht ist. Die alten Häuser aber stehen noch wie ehedem und machen dieselben Gesichter, dieselben oft possierlichen Grimassen wie schon vor hundert Jahren und länger.

Es ist das etwas, worüber ich immer meine stille Freude hatte, da mir die würdigen bejahrten Bürgerbauten selten nur als Ergebnis des Willens eines Baumeisters oder Maurers erscheinen, sondern wie alte, seelenbesitzende Wesen, die zu bestimmter Stunde und

in einer von den Menschen fast nie verstandenen Sprache miteinander zu reden wissen. Tagsüber freilich stehen sie starr und steif und tragen nur ihre allgewöhnlichen Mienen zur Schau, die jedoch bei ihnen immer weit unterhaltender sind als bei den neuen Bauten, die zumeist weder eine Miene noch ein Gesicht, geschweige denn eine Seele besitzen. Da ist so eines von den altrothenburgischen Häusern, das mit pfiffig ausschauendem Giebel, eingezogenem Bauch und halb schief mit hoher Achsel ans andere sich lehnend, abstehende Öhrlein hat, denen anscheinend nichts entgeht, was sich in seiner Nähe räuspert. Dort wieder eines mit breitem Unter- und Oberbau und mit Dachkanten, die es wie Ellbogen den beiderseitigen schmächtigen Nachbarn in die Hüften stemmt, daß diese gequält die Gesichter verziehen, sich im übrigen aber gegen den anerkannt Mächtigen in ihrer Mitte nicht zu mucksen wagen.



Rothenburg, Rathausportal

Nicht kunstgeschmückte Häuser sind es, wie deren etliche in Nürnberg oder Augsburg, Würzburg oder Frankfurt; aber darum sind sie nicht weniger vollgültig und beachtenswert, denn alles an ihnen ist noch echt, von den Dachziegeln und der knarrenden Wetterfahne, vom Kranbalken über dem obersten Giebelfenster bis herab zum Türklopfer, zum Trittstein, Ladenbrett und Prellstein, alles standfeste und meist formenschöne altväterische Arbeit wie auch die hier und dort in den Straßenfluchten auftauchenden Wirtsschilder es sind.

Überhaupt ist Rothenburg kein Ort, in dem man sogenannte Sehenswürdigkeiten suchen soll. Ist doch die ganze Stadt ein in sich Zusammengehöriges, Enggefügtes und daher eine einzige unauflösbare Sehenswürdigkeit, eine Stadt sondergleichen. In ihrem Bann sollte man sich vertrauensvoll dem Zufall und seinen Füßen

überlassen. Denn wohin uns diese beiden auch führen mögen, ist Rothenburg schön. Mag dies nun auf dem Marktplatz mit seinen stattlichen Herrenhäusern und dem stolzen Rathause oder in der saalartigen Herrengasse oder am Plönlein sein. Mögen uns unsere Schritte in irgendeinen der vielen Winkel an den Kirchen, den Türmen, Toren und Mauern oder der Nebengäßchen leiten, nirgends wird die Stadt langweilen, überall findet man gleichen Genuß, gleiche Befriedigung, sofern man zu schauen ausgegangen ist, weswegen Rothenburg so einzigartig wert und lieb erscheinen muß: Seine unberührte, traute Altväterlichkeit und seine heimelige, noch von jeder gröberen Entstellung freie und von der Patina der Zeiten veredelte altdeutsche Städteschönheit!

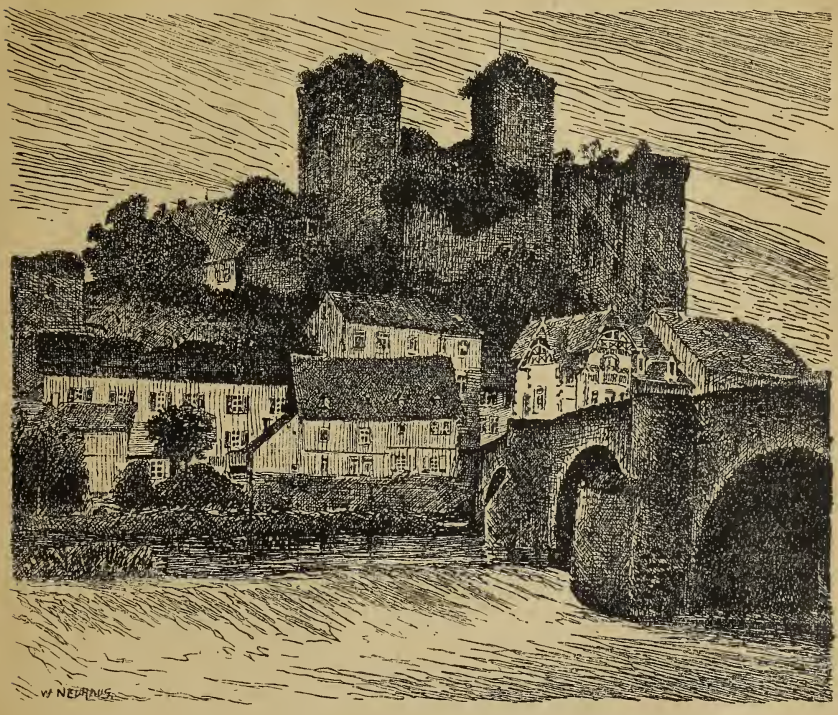
16. Runkel an der Lahn

Man muß schon in die Provençe wandern, ins Land der verzauberten lachenden Grafensitze, an denen die Troubadours ihre Harfen und Lauten erschallen ließen, und die nun als efeu- und rosenumsponnene, steingewordene Riesenrümpfe einer einstigen großen Schönheit auf den niederen Hügeln thronen, wenn man ähnliches schauen will wie das, was uns in Runkel an der Lahn vor Augen tritt. Wer mit der Bahn an Runkel vorübergleitet, den packt's mit geheimer Gewalt und zwingt seinen Blick auf das überwahrscheinlich große und seltsame Burgengebilde, bis es kleiner und klein werdend, ohne aber an Seltsamkeit zu verlieren, in der Ferne versinkt.

Wer aber in Runkel aussteigt, um keck das Sonderbare zu beschauen, etwa wie ein Zwerg einem toten Riesen auf den Leib rückt, den läßt der Bann nicht los, der vergißt das Atmen, und wenn er ein paar Augenblicke zur feierlich über ein Wehr rauschenden Lahn geschaut oder auf eines der gar nicht so kleinen, aber trotz ihrer Klotzartigkeit gegen die Burg verschwindenden Häuser gesehen, zieht's seine Augen doch immer wieder zu der mit Urgewalt aus der Erde gegen den Himmel stürmenden Burgmasse, die oben platt abbricht, die nur zwei Linien kennt, senkrechte und wagerechte und die in den Himmel hinaufstürmt und doch mit trotziger Geberde in sich zusammenduckt. Über neun Jahrhunderte sind die ältesten Mauern alt, und seit 1634, als der bekannte Mordbrenner Isolani Runkel heimsuchte, zu jener Sphinx unter den deutschen Burgen geworden, die niemand vergißt, wenn er ihr einmal genaht ist.

Sie und ihre graue Tochter, die alte, gewölbte Steinbrücke in ihrer martialischen Schwere, geben dem Städtlein, das überall dahin, wo Burg und Brücke und Lahn etwas Platz lassen, sich mit seinen Häusern eingenistet hat, das wunderbare Gepräge, dessentwillen das Städtlein mit seinem dunklen Namen kaum ein Gegenstück in deutschen Landen hat. Etwas Ruckartiges, Urkräftiges ist in ihm. Und doch sind auch viele feine Einzelzüge in dem Bilde, manches, das beinahe zart hingehaucht erscheint, nur daß es einem

erst nach und nach auffällt in der großen Riesenmäßigkeit. Da sind manch knusperhexenhaft kleines Häuslein, manch rotblumige Fensterchen, kleine Treppen und Winkel. An der harten Burg wachsen oben aus den Mauern und sogar aus den Türmen Baum und Büsche. Und von den schreckenden Wänden, in denen man nur hier und da einen Fensterschlitz wie ein gewaltsam aufgerissenes Auge gleich dem des einäugigen Zyklopen gewahrt, hängt hier



Runkel an der Lahn

und da das rankende Grün in losem Wurf herab, bald wie ein gefranstes Teppichstück, bald wie der zum Fenster heraushängende Bart eines Riesen.

Die Häuser des Städtchens sind arm an Kunst, aber alle insgesamt und ihre Lage zueinander haben so etwas Altes, Verschollenes an sich, daß man sich wirklich behext glauben kann, wenn man ihre graue Nacktheit und ihre kurios gewundene Anordnung zu Gesicht bekommt. Eine der Gassen zieht sich rund um die Burg herum und zu deren auf der Rückseite befindlichen, hochgelegenen Toreinfahrt hinauf. Man kann, wenn man sie erreicht

hat, für Augenblicke glauben, daß es ein Serpentinenweg ist, der zu irgendeinem Wolkenkuckucksheim führt. Denn oben schaut man die von rückwärts etwas schloßartige, nicht mehr ruinenhafte Burg vor sich; links hinaus aber nichts wie freie windige Luft, Wolken und Himmel und weit drüben rebenbedecktes steiles Berggehänge. Rechts taucht die Gasse, wie mit steinernen Katzen-, zuweilen auch Kälberköpfen gepflastert, jach in die Tiefe, als wolle sie jeden, der sich ihr anvertraut, in die Lahn hinabkugeln lassen.

Hier oben erkennt man auch, daß die alte Burg auf einem völlig alleinstehenden Felsen aufwächst. Eine dünne Brücke führt von der Wolkenkuckucksheimstraße über eine wundervoll grüne und tiefe Grabenschlucht zur Runkelburg, die ganz auf U-Dur gestimmt ist, wie Detlev von Liliencrons gleichnamige Ballade, und in deren U-Stimmung man, da die alten Runkelritter kraftlos in den Grüften modern, singen und spotten kann:

Es lebte Herr Kunz von Karfunkel
mit seiner verrunzelten Kunkel
auf seinem Schlosse Punkpunkel
in Stille und Sturm.
seine Lebensgeschichte war dunkel,
es murmelte manch Gemunkel
um seinen Turm ...

Ungewöhnlich bleibt die Burg auch in ihrem Innern. Hinter einem Torhäuslein, auf der einen Seite wie abgehackt, guckt eine gelbliche Wand mit schiefergrau gedeckten, durch Pfähle gestützten Erkerchen. An ihnen vorüber leiten blühende Büsche in einen überraschenden Hof, in dem zwei kleine Giebelhäuser liebschwesterlich nebeneinander stehen und hinter ihnen und dem Grün das Dunkel der Burg sich zur Höhe dehnt, durchmischt von alten, runden Türmen mit allerhand Drum und Dran, Vergitterungen, Wappen usw.

Wen es gelüstet, von diesem mehr traulichen Hofe noch weiter vorzudringen, mag's tun; aber er wird in den alsdann sich erschließenden innersten Hof nur einen kurzen Blick werfen, denn er ist steinern, frostig und weder anheimelnd noch eigentlich malerisch. Es ist ganz wie draußen wieder Stimmung in U-Dur; gruseln machend und mit dumpfem Geunk aus den feuchten Winkeln stöhnend: ... denn seine Geschichte ist dunkel, und es murmelt manches Gemunkel um seinen Turm ...

17. Soest in Westfalen

Soest ist die einzige größere Stadt des westfälischen Flachlandes, die einen Menschen zum versöhnlichen Philosophen, einen Philosophen zum heiteren Träumer machen kann. Man schreitet hier nicht durch die Gassen mit verächtlicher Gleichgültigkeit gegen die Häuserreihe, die uns umgibt und wünscht ihr Ende herbei. Man lustwandelt, ist froh und fühlt trotz allem, daß man im schwermassigen, dickblütigen Westfalen ist. Es ist die einzige Stadt in Westfalen, die dermaßen ungewöhnlich wirkt.

Man könnte noch Münster, Paderborn und einige kleinere Orte nennen, wie Bevergern, Tecklenburg und Wiedenbrück. Die letzten drei sind nur ländliche Idyllen, Stadtdörfer. Sie sind nicht größer als ein Dorf, und ihre Vergangenheit wie ihre Kunst ist auf einen zu winzigen Raum zusammengedrängt, als daß man sie mit einer Stadt wie Soest oder Münster verschwistern könnte.

In Münster geistert in vielen Winkeln noch der wahnblütige Orgienspuk der Wiedertäuferzeit von den Wänden der alten Häuser, und manche derselben stehen trutzbeinig und lässig bereit mit wirr gelockten Köpfen wie Henker. Einzig das höfische 18. Jahrhundert hat ein feineres Odeur; aber es vermag sich nicht aus der Gesamtstimmung, die den klaräugigen Besucher Münsters gefangen hält, herauszuheben. Es wird erstickt von der unter dichten Brauen lächelnden Mittelalterlichkeit und dem zusammengekitschten Pack von Häusern, das mit widerlicher Fruchtbarkeit die alte Stadt seit einem halben Jahrhundert durchwuchert. Und zudem zeigen die barocken Schöpfungen der Zeit eines Fürstbischofs Clemens August und eines fürstbischöflichen Baumeisters Schlaun nicht die zähe Lebensfähigkeit der älteren Epochen. Die großgesichtigen Paläste, meistens eine gutstehende Maske vornehmer Einfachheit tragend, sind schon hier und da bedenklich angemürbt und ihre Fassaden beginnen das Aussehen vom Krebs zerfressener Kranker zu bekommen. Paderborn ist, wenn es auch Wiedertäufer-Reminiszenzen hat, ein schwacher Abglanz Münsters.

Von derartigem ist in Soest nichts zu merken. Soest ist kerngesund, eine Landpomeranze, die eine gute Erziehung genossen hat und ihre Vorzüge in dieser Hinsicht leuchten zu lassen versteht,

ohne ihr angeborenes Naturell ganz verleugnen zu können. Und vor allem, in Soest ist nichts von der Düsternis, deren Fittiche uns in Münster umfledern. Der Blutgeruch der Wiedertäuferzeit reicht nicht bis hierher. Man spaziert durch krumme, weiße Gassen mit grünen Gartennischen, die zwischen weißen, schwarzgekästelten Häusern hervorquellen. Man kommt über mittelalterlich weite, leere Plätze, und hin und wieder steht man vor Gruppen von Häusern, die in loser Anordnung schief in die Gassenflucht hineinrücken.

Spärliches Bunt und zuweilen auch ein oder der andere Pinselstrich Gold ziert die geschnitzten Balken an den Häusern, die fast alle dicke Köpfe über wenig eingezogenen Rümpfen haben: deftige, saubere Matronen mit sparsamem Schmuck um Hüften und Hals.

Gassen, in denen der Himmel über die Stille zwischen den Häusern lächelt, münden auf grüne Wälle. Ab und zu ein Turm, der an seiner Krone bröckelt oder etwas in sich zusammengesackt ist, aber sich müht, das alte Ansehen zu wahren. Alles, auch die Wälle und Türme, samt den Häusern und Gärten, wenige Gassen ausgenommen, ist breit, niedrig und auf einer ebenen Platte mit nicht hohen Rändern gelagert. Dazwischen, unbeengt, mit einer selbstverständlich sich gebenden überhebenden Macht, eine Schar Kirchen. Alle, und das ist das auffallende, von einem zum Stadtbild stimmenden grünlichen Ton, ein Mergelsandstein, der in den Hügeln des Münsterlandes gebrochen ist.

Und in dieser zwanglosen Gruppierung von fast ländlichen Häusern und Gärten, geschlossenen Gassen, öden Plätzen und grünlichen Kirchen, am äußersten Rande umfangen von einem baumbeschatteten Wallring, der noch heut' aus den tiefliegenden Gassen her nicht in die Landschaft zu sehen erlaubt, blänkt ein stiller Teich. Gut gehütetes Geheimnis lagert in der Luft über ihm und die Stadt sammelt sich wartend an seinen Ufern. Einige der zierlichsten Häuschen, ein paar dunkle Gärten und eine der grünen Kirchen sind der innerste Rahmen dieses Wassers. Scharlachrote Blätter schwimmen auf ihm zur Herbstzeit, luftleichte Blütenflocken im Frühling, und zwei Schwäne, die unsterblich zu sein scheinen, ruhen feierlich bald in diesem, bald jenem spiegelnden Winkel.

Der große Teich von Soest ist die buntflüssige Achse der Stadt, um die sich alles dreht, der Hexenspiegel, unter dessen täuschender Fläche das Mittelalter mit seinen Wundern und Wunderlichkeiten äugt. Seine Schatten entblühen noch heut' dem Teich und spinnen sich über die Stadt hin.

Soest, Am großen Teich

Die Steine von Soest und ihre Geschichte sind voller Wunderlichkeiten. Aber sie sind derart, daß man selten gruselt, fast nur lächelt oder höchstens lächelnd sich gruselt. Närrisch schon ist der Name dieses individuellen Stadtgebildes: Soest oder Sauft, auch Schauft, mit weichgesprochenem „Sch". Er rührt vom ersten Menschenpaar her, das aus dem Paradies vertrieben, sich eine neue Heimat suchte, und als es an den Soester Teich kam, stark an sein verlorenes Glück erinnert wurde. Eva meinte: „O Adam, is et huier nit chrade säu s'choin äs im Paraduise?" Und Adam lachte über das ganze Gesicht und sagte: „Säu is et!" Aus dem „Säu is et" ist so langsam Sauft und Soest geworden.

Es liegt unbedingt etwas Altbiblisches in dem Grundgepräge von Soest. Der die Sage erfand und die sie mit Überzeugung weitererzählten, wußten, daß sie die Wahrheit nur in ein Gleichnis kleideten. Soest ist ein in ein Paradies gestelltes großes Dorf mit ein paar stadtartigen Verknotungen in dieser und jener Ecke.

Das Paradies nährte seine Leute. Eine unerhört dicke Art von Menschen muß das frühere Soest erfüllt haben. Menschen mit einer unbekümmerten Freßlust. Nirgendwo kann man gemästetere Gestalten sehen als auf den Aldegreverschen Heiligen- und Kulturbildern. Der Kupferstecher Aldegrever hat irgendwo in Soest gewohnt und seine Typen dieser Stadt der feistesten Schinken entnommen. Selbst des üppigen Rubens Gestalten, von den oberdeutschen Meistern ganz zu schweigen, sind schemenhaft im Vergleich zu Aldegrevers weltlichen und geistlichen Soestern mit den fettgepolsterten Backen, den glänzenden Köpfen unter den wildgekräuselten Lockenschöpfen und den zentnerschweren Glied- und Rumpfkolossen. Der westfälische Schüler Dürers schwelgt mit Vorliebe in Fleischpomposität, die, dem Platzen nahe, kaum seelisches Leben verraten. Man spürt den Geist nicht, dafür riecht man förmlich das Fleisch und wendet sich geekelt ab, bedauernd, daß der liniensichere Künstler des 16. Jahrhunderts, der im Ornamentalen so Meisterliches geleistet hat, nicht mehr Geschmack entfaltete.

Aber er kopierte nur die Wirklichkeit. Soest muß um jene Zeit eine Art Schlaraffia gewesen sein, besonders für Leute, die wie der abenteuerliche Simplizissimus, „dat lustige Jägerken von Sauft" im Grimmelshausenschen Soldatenroman, eine schmachtreiche Fastenzeit hinter sich hatten. Das erwähnte Jägerken war einem Nonnenkloster, welches den betörenden Namen Paradies führte, als Wachmann zugeteilt und plaudert über seine dort verlebten Tage:

„Anstatt der Engel gab es schöne Jungfrauen darin, welche uns mit Speise und Trank herrlich bewirteten, daß ich in kurzer Zeit wieder einen glatten Balg bekam. Denn da setzte es das fetteste Bier, den besten westfälischen Schinken und Knackwürste; da lernte ich das Schwarzbrot fingerdick mit Butter schmieren und mit Käse belegen, damit es desto besser rutschte ..."

Die Menschen von Soest müssen Henker und Büttel gereizt haben wie den Metzger ein überreifes Schlachttier. Und Soest gab seinen Bütteln viel zu tun. Man mordete und peinigte mit einer Art Schwung in Soest, aber es lag darin keine solche Schreckhaftigkeit wie anderwärts. Die derbfleischigen Soester bedurften eben derbfleischiger Unterhaltungen. Schwitzende Feste in prunküberladenen Gewändern mußten wechseln mit richterlichen Schaustücken.

Und diese mußten „wahne s'choin" gewesen sein. In Soest konnte man leicht von der Erde weg in den Himmel versetzt werden. So wurde, was entschieden billig und gerecht ist, jeder Wirt, der Weinpantscherei betrieb, dem Henker für den Galgen überliefert. Und man hatte verschiedene Ecken und Enden in Soest, die nur für je eine besondere Richtart bestimmt waren. Hier hängte, dort köpfte, da räderte, dort verbrannte und da ersäufte man die Menschen.

Auf dem Marktplatz, der Raum für Tausende von Zuschauern bot, ließ der Henker sein Schwert in die feisten Hälse sausen. Eine tolle Stunde muß es gewesen sein, als die fünf Bürger geköpft werden sollten, die einen Soester Stadtkämmerer beschimpft hatten. Der trunkene Henker traf den ersten nicht recht und brachte ihm nur eine tiefe Fleischwunde im Rücken bei, so daß der Getroffene brüllend aufsprang, dem Henker das Schwert entriß und auf ihn eindrang. Man begnadigte nach dem Herkommen den Verwundeten und die vier anderen Verurteilten. Doch starb der erste noch am folgenden Tage.

Die leichteren Sünder wurden glimpflicher behandelt. Lästermäuler, das Strafbuch sagt nicht, ob es mehr weibliche oder männliche waren, wurden an den Pranger gestellt und mit faulen Eiern beworfen. Dabei machte man es sich zum Vergnügen, den Deliquenten so am Kopf zu treffen, daß die gelbe Tunke über das Gesicht herablief, und wenn sich der Geärgerte verleiten ließ, darob zu schimpfen, warf man ihm die Eier „säugoar int Miul".

Was man gern sieht, behandelt man bekanntlich mit Liebe. Das Nequamsbuch (14. Jahrhundert), das eigenartige Blutschuldregister Soests, beweist es mit seinen Eintragungen, die, wenn sie die schar-

manteſten Liebesaffären behandelten, nicht zierlicher ausgeführt ſein könnten, und mit den eingeſtreuten, handgemalten Bildern, die eine nicht ohne Geſchmack ſtiliſierte, techniſch freilich unbeholfene Künſtlerhaftigkeit von expreſſioniſtiſchem Anflug zeigen.

Das liebſte Schauſpiel ſchien das Wippen am großen Teich zu ſein. Man wippte von einem Sprungbrett herab die Übeltäter ins Waſſer, und das Publikum hatte den Genuß, den Hineingeplumpſten mit Stangen oder Haken wieder herauszufiſchen. Bis ins 19. Jahrhundert erhielt ſich dieſer vielgeübte Brauch, der meiſt Feld- und Gartendiebe betraf, und als in den 40er Jahren auch dies letzte Ergötzen der Soeſter ſeinen Beſchluß nahm, ſeufzte man aufrichtigen Herzens. Alte Bürger, die das Wippen noch mit angeſehen, vielleicht auch am eigenen Leibe erfahren hatten, erzählten ſogar Jahrzehnte ſpäter mit Behagen, wie „wahne ſ'choin dat cheweſen woas."

Ein aus animaliſchem Wohlbehagen geborener Barbarismus atmet aus dem mittelalterlichen Volk von Soeſt bis in die neue Zeit hinein. Die Verfeinerung der Kultur, wie ſie uns in Münſters filigran aufgeputzten Kirchen und Türmen und den anſehnlichen Bauten des Prinzipalmarkts entgegentritt, iſt hier nie gepflegt und verſtanden worden. Einen einzigen ziervollen Bau beſitzt Soeſt, das Oſthoventor. Soeſter Maſſigkeit trägt hier mit den Fingerſpitzen elegante Erkergebilde und Fenſtereinfaſſungen, die dem Volk am großen Teich ganz weſensfremd ſind. Im kunſterfüllten Büdingen, der heſſiſchen Wetterau und anderwärts im Lande der Chatten findet man die Ziermotive des Oſthoventors in überraſchender Ähnlichkeit wieder, und tatſächlich iſt der Turm von einem nach Soeſt berufenen heſſiſchen Baumeiſter errichtet worden.

Was ſonſt noch an außergewöhnlicher Feinheit in Soeſt ſich vorfindet, oder aus dieſer Stadt hervorgegangen iſt, reicht entweder in Zeiten zurück, die ſtarke fremdländiſche Einflüſſe verraten, wie z. B. italieniſche in den gewaltigen Kreuzigungsbildern und byzantiniſche in den Deckenmalereien, oder es ſtammt von fremden Künſtlern, wie dem aus Paderborn gebürtigen Aldegrever, deſſen Ornamente eine ungewöhnliche Verbreitung auch in Deutſchland gefunden haben, oder wie die prachtvollen ſpätgotiſchen Altartafeln in der Wieſenkirche, die auch von keinem Soeſter ſtammen.

In der Literatur iſt es nicht anders. Die Sprache beſitzt im Munde der Soeſter ein viel zu ſchweres Gefüge, als daß die feingliedrige Poeſie ſich ihr, der zudem zartere Regungen der Seele mangeln, hätte vermählen können. Wo es aber auf Kraft und

Saft im Ausdruck und breitschlagende Wucht ankam, ist sie schon in der Prosaform von Wirkung. Welch famose Kürze und welch Gegensatz zu den diplomatischen Galanterien des 18. und 19. Jahrhunderts liegt in der Fehdeansage, die der Soester Rat 1441 an den Erzbischof von Köln gelangen ließ: „Wettet biscop Dierich van Moersz, dat wy den vesten Junker Johann van Cleve lever hebbet alsz Juwe, unde wert Juwe hiemit affsegget.“ Und als nach sechsjähriger Fehde der Bischof besiegt war, sang man spottend:

Se reipen al: locht em na
he moet enwech, ha ha ha ...
Bischoff von Kollen und Magnus
warümme bleve ji nich to Hus
und gengen to Kollen to Chore? ...
Schamet ju alden, grisen Papen.

Reiche seelische Empfindungen, vielfach abgetönte Stimmungen waren den Soestern fremd. Sorgenlose Heiterkeit und Festigkeit im Denken spricht aus den in jeder Beziehung anziehenden kolossalen Kreuzigungsgemälden der gotischen Zeit. Sie spiegeln das Bürger- und Bauernvolk wieder, das für sich die große grüngläserne Halle der Maria zur Wiesen erbaut hat und es anscheinend als einen Ruhm und eine Gelegenheit zu verdienstvoller Buße betrachtete, der Träger jener seltsamen Legende zu sein, wonach Pontius Pilatus und die römischen Kriegsknechte Westfalen, und zwar Soester gewesen sind. Nicht ohne Absicht werden die Typen der am Kreuzstamm würfelnden Schergen rothaarige, grobköpfige Westfalen verkörpern.

Stark ist Soest in volkstümlichen Barbarismen, in kernig grobschlächtiger Rede und im Dreinhauen beim Kampf und — an der Speisetafel. Hier decken Ausdrücke wie Essen und Trinken nicht mehr den vollen Gehalt der Handlungen. Das bekannte Glasgemälde des Abendmahls Christi in der Wiesenkirche zu Soest illustriert die Derbheit der Soester Sitten. Ganze Schinken und ein Schweinskopf liegen vor den Jüngern, in einem Korbe warten des weiteren westfälische Schinken ihrer Vertilgung, während man den Wein nicht aus Bechern, sondern kurzerhand aus großen Steinkrügen in sich schüttet.

Die Häuser haben bei aller Breitheit der Massen ein auffallend schwaches Gebälk, so daß die Teufel, Drachen, Adler und Schlangen wie an Kopf und Schwanz in die Länge gezerrt erscheinen. Die

Balken, deren Schnitzereien nur handwerkliches Können besitzen, betonen wie starke Striche die Leerheit der hellen Wandflächen, und einzig die gekerbten Holzrosetten bringen mit ihrem Goldglanz etwas mehr leuchtende Stimmung in das im übrigen dürftige Bild. Die Buntheit der Balken ist nicht aufdringend und die Architektur der Häuser einfach ländlich. Kein Erinnern an Hildesheim, Braunschweig, selbst nicht an Wiedenbrück, das weit größere Pracht in seinen Dorfhäusern aufbringt. Nur ein, zwei Häuser, besonders das sogenannte Freiligrathhaus, heben sich merklicher aus dem Typus der Soester Bauten heraus. Einige zeigen auch schwache Ansätze des Reizes von Schattenwirkungen, der an den Häusern Hildesheims usw. entzückt.

Verbleiben also, abgesehen von einem romanischen Steinhaus mit zierlichen Giebelfenstern, die Kirchen als Leuchten älterer Soester Kunst. Sie sind merkwürdig in hohem Grade und locken den Aufmerksamen in ihren Bann.

Das Patroklimünster, der kirchliche Mittelpunkt der Stadt, hat einen Kampanile, dem in Westfalen nichts anderes sich zur Seite setzen läßt, sogar im türmeschönen Münster nicht. Man könnte ihn schlechtweg den Turm Westfalens nennen. Er ist ungeheuer breitmassig und bricht in nicht besonderer Höhe zu einer fast kulpigen Spitze ab, die mit Ecktürmchen und Dreiecksgiebeln umfaßt ist. Vier breite, darunter fünf schmale Turmfenster Front hat jede der vier Seiten dieses wuchtig in die Erde gekeilten Kolosses. Wässerig grünlicher Schein überfließt die Steine. In den breiten Fenstern aber stehen zwei, in den schmalen je ein feines, bleiches Säulchen, von der Straße her dünn wie Blütenstengel anmutend. Es lebt eine feingestimmte Seele in dieser Turmmasse des 13. Jahrhunderts, die trotz aller Klotzigkeit äußerlich eine gute Form hat.

Unten eine Loggia. Man könnte sie sich aus Florenz oder Assisi hierher versetzt denken. Sie ist romanisch, fein in der Form, ungewöhnlich stilschön in den Öffnungen und der sparsamen und richtigen Verteilung der Fenster in den flächenreichen Mauermassen. Dergestalt weckt sie sogar das Erinnern an die künstlerischeste aller Mauern unseres Planeten, den Dogenpalast in der Lagunenstadt.

Der grüne Schein bricht auch aus den Steinen der Loggia, unter ihren Gewölben jedoch haust graufeuchte, nordische Dämmerung, und die kältehauchenden Nischen sind gut für Rumpelkammern. Innen sucht romanischer Schwung die Fesseln zu sprengen. Trotz der edlen Verhältnisse drücken die Massen mehr, als sie erheben.

Allerhand farbloses und buntes Gewerk an Wänden und Pfeilern, das aber wenig zu fesseln vermag, wenn man nicht etwa mit der Absicht, entdecken zu wollen, forscht und dann die romanischen und gotischen Feinheiten und absonderlichen Kleinheiten doch erspäht.

Selbst der sanftäugige Patroklus, der am Westpfeiler zur Schau steht, stößt ab. Er ist für einen Heiligen zu kriegerisch, für einen Krieger zu heilig. Zu den Füßen seiner Säule rennen zwei grobgraue Bestien aufeinander zu, Bulldoggenköpfe mit Drachenzähnen, die sich ineinander verbeißen. Sie gefielen mir trotz ihrer entsetzlichen Plumpheit, weil sie ihre Gesinnung nicht heucheln und gut in den nachtbefreundeten Raum passen, um dessen Pfeiler und Nischen die Geheimnisse der Jahrhunderte in Schattengewändern gleiten.

Ganz anders Maria zur Höhe. Frauenzart und schön ist sie trotz der schweren Steine und der unregelmäßigen Gestaltung. Eine romanische Heilige. Beachtenswert ist mancherlei in dem Bau. Am meisten rätselhaft das Gemälde im Chorgewölbe. Byzantinische Engel mit kaiserlichen Insignien bilden einen nach außen sich wendenden Chor, dessen hochgesträubte, papageienhaft bunte Flügel sich wie Scheren kreuzen. Dazu, in die Engelreihe sich fügend, eine Panhagia mit dem Kinde. Das Ganze könnte aus Byzanz oder Sizilien sein, wenn es nicht eben hier wäre. Mir scheint nur, als ob die Auffrischung dieser 800jährigen Malerei nicht der natürlichen Ursprünglichkeit entspräche, etwas zu pedantisch ausgefallen sei.

Und doch wäre gerade dieser byzantinische Engelreigen eine der wunderlichsten Blüten, die das Soester Kunstparadies bewahrt. Er und andere Decken- und Wandgemälde, auch die schon erwähnten Kreuzigungstafeln, die auf den Altären der einzelnen Kirchen Soests thronten, sind in Wahrheit großartige Pfänder, die die Stadt im 12. und 13. Jahrhundert mit Italien und Byzanz verbanden. Soest, dessen Niedergang seit Aldegrevers Tode (1550) bis in die neueste Zeit unentwegt fortgeschritten ist, denn nichts von Bedeutung ist selbst in der neuesten Zeit den alten Schätzen beigesellt worden, hat sich leider viele der kostbarsten Dinge, die nicht ganz niet- und nagelfest waren, mit schönen Worten und wenig Geld entlocken lassen. Die prachtvollste Altartafel, die einst die Kirche Maria zur Wiese zierte, ist im Berliner Kaiser-Friedrich-Museum; viel gleichfalls Bedeutendes hat sich der Kunstverein in Münster gesichert.

Ob die neue Zeit soviel Uneigennützigkeit und Feingefühl besitzt

und Soest die alten Schätze wieder zurückgibt? Denn nur in Soest selbst waren die sonderbaren, dramatischen Gemälde am Platze, die in ihrem flammenden Gelb und Rot mit den aufblitzenden metallenen Lichtfunken auf Gürteln, Mützen, Waffen und Schabracken an die Buntheit der damaligen Trachten erinnern, wenn sie sich gegen das reife Gelb der Soester Getreidefluren abhoben. Sie wirken in keinem Museum so wie in den Soester Kirchen mit ihrer gedankenruhigen grünlichen Taghelle.

Maria zur Höhe ist die einzige, die noch eine der großen Kreuzigungstafeln der Soester Schule besitzt. Ein Gewimmel von ärmlichen und prunkend bekleideten Menschen, zusammenhängende Gruppen, die die ganze Leidensgeschichte neben und übereinander erzählen, die ganze Tafel fast bis an den oberen Rand mit Gestalten und Landschaften ausgefüllt, die Kreuze mit den über sie hinausragenden Gekreuzigten beinahe an den oberen Rahmen stoßend, die Gesichter unberührt scheinend, alle Personen in fast lässiger und vielfach lächelnder Weise beschäftigt, wie bei der Wiedergabe einer biblischen Tragödie während einer Theaterprobe. Zudem die Körper steif, verschroben und doch seltsam bewegt und packend, als sei die ganze Darstellungsart eine gewollte, eine Stilfeinheit. Nur die Pferde dick und walzenförmig mit kurzen Beinen und zurückgebogenen Köpfen, wie aus Holz geschnitzte frühere Kinderspielzeuge.

Etwas aber ist an dem Bilde besonders zu beachten:

Eine gezügelte Ruhe, in Herzkammern gehütete Leidenschaftlichkeit stilisiert die Kraft der Gefühle, verfeinert sie, gibt dem Gemälde die ihm eigene wunderbare Einheitlichkeit und läßt alle Einzelgestalten und Gruppen innerlich in eins verschmelzen. Und dazwischen flicht sich eine fast unheimlich webende Mystik. Das Haupt Christi taucht überall im Bilde auf: Als Gekreuzigter, als Kreuztragender, auf dem Schweißtuch der Veronika, als Auferstandener und als Leichnam. Und so in sich abgeschlossen auch die einzelnen Gruppen sind, so erscheint doch alles unlöslich verkettet wie eine einzige große Handlung, so daß das Ganze wie der Ausdruck eines Gedankens wirkt, der verschiedene Phasen einer Begebenheit blitzartig-gleichzeitig sich vergegenwärtigt. Kommt diese Idee nicht dem Streben unserer Expressionisten nahe, einzelnen, aneinander sich reihenden Phasen einer Handlung in einem einzigen Bilde Ausdruck zu geben? So sind denn gerade Gemälde jener Zeit und unter diesen das dem Soester Schaffen zugeschriebene

Bild in der Kirche Maria zur Höhe mit an erster Stelle ungewöhnlich interessierend wegen der außerordentlich genialen Kraft, die aus ihnen spricht. Eine Kraft, die Feinheit der Ausdrucksweise bei ausgesprochen realistischer Auffassung des Lebens und der Staffage mit dem ehrlichen, wenn auch ungelösten Suchen nach möglichst lebendiger Darstellungsweise von Handlungen vereint.

Und dann die Kirche Maria zur Wiese. Äußerlich ein hier befremdender Bau mit seinen gekünstelt faden Kölner Domtürmen und seiner baumeisterisch wohl edlen, trotzdem aber langweiligen Gotik des Langhauses. Innen jedoch ist's eine Pracht. Man glaubt sich in einem Glashause, das bis unter das turmhohe Dach zu sehen gestattet. Die Fenster im Chor gläserne Teppiche voll feuriger und blauer Glut, im Langhaus aber ein eigenartiges Licht, wie von den Wiesen abgelöster Duft, der feingrün und ruhig im hohen Raume schwebt. Die schmalen Steinwände zwischen den Fenstern, die schon zwei Meter über dem Boden beginnen, und die schlanken Pfeiler scheinen nur das Nebensächliche. Die Massen sind hier bis zu einer denkbar dünnen Schale verflüchtigt, die Steine haben ihre größte Eigenart, die Schwere, so restlos aufgegeben, sie streben mit einer derartigen Leichtigkeit in schwindelnde Höhe, daß der Raum mehr staunen macht als sein größeres Beistück in Köln.

Der Kirchen sind noch manche in Soest und keine, die nicht etwas Merkwürdiges besäße. Sind es in der Wiesenkirche hauptsächlich Glasmalereien und gotische Steinskulpturen, so in anderen phantastisch romanische Kapitäle oder ein Klappaltar mit riesengroßen, goldenen Heiligen voll nachdenklicher Miene in den geneigten Köpfen oder eine sonderbare schiefe Turmspitzenkonstruktion, letztere eine in Westfalen verschiedentlich vorkommende, beabsichtigte Eigentümlichkeit, zu der man sogar krummgewachsene Eichenbohlen verwandte und die den Zweck hat, den Türmen größeren Widerstand gegen die Weststürme zu geben.

Soest enthüllt wie jede altertümliche, von der Gegenwart angekränkelte Stadt ihren vollen Zauber erst in der Dunkelheit. Denn auch Soest ist nicht ganz von dem Häuserramsch der neuen Zeit verschont geblieben. Er bohrt sich mit einer jammervoll langweiligen Gasse bis ins Herz der Stadt hinein, und auch in den übrigen Gassen und Winkeln stört mancher alberne Häuserkasten.

Des Abends und in der Nacht aber ist Soest schön und voller Güte. Und die Schönheit ist dann so tiefäugig und feierlich, daß man nicht einmal mehr zum Nachdenken über die Derbheiten und

Sonderlichkeiten dieser alten Stadt kommt. Am schönsten ist es in sommerlicher Mondnacht. Die weißen Häuser sind dann milchig bläulich; wie leise Geigentöne funkelt hier und da das Gold des Schnitzwerks an den Balken, und die Laubmäntel der Bäume sind weicher dunkler Sammet. Die Kirchen hinter den Häusern und Gärten aber zeichnen gigantische sternenumblitzte Schatten an den Himmel. Die Fensterchen der schlafenden Häuser leuchten tot in kaltblauem Schein. Und Stille in allen Gassen. Nur dort, wo in einer oder der anderen Schenke noch ein weiß verhängtes Fenster von Lampenlicht rosig überfärbt ist, dringt Stimmengemurmel bierfroher Bürger und ab und zu aufbrechendes Lachen auf die nächtige Gasse. Ich trete nicht ein, um nicht enttäuscht zu werden, und denke mir lieber alte Soester Räte und Magister in schwerer Amtstracht an den massigen Leibern und den lustigen Meister Aldegrever zwischen ihnen, den Zeichner üppigen, goldbehangenen Soester Patriziertums ...

18. Wasserburg am Inn

Man sagt, die Alpen seien ein Wall, der den Norden vom Süden scheidet. Mag sein, doch ist dieser Wall nie unübersteigbar gewesen, solange es eine Kulturgeschichte gibt. Immer hat über die Alpen hin ein reger Lebensaustausch zwischen Italien und dem Germanenlande bestanden. Und manches Südländische ist dabei in den Tälern des Gebirges und nördlich von ihm heimisch geworden. Nirgend im Lande zwischen der Donau und den Bergen ist aber italienische Art so stark mit der bayrischen verschmolzen als in Wasserburg am Inn. Und sogar in sonnenwarmen Winterstunden, vielmehr natürlich in der flimmrigen Luft blauhimmeliger Sommertage ist's wie ein Grüßen aus dem Lande der Limonen.

Wasserburg, Gassenbild

Aber wenn auch das Gewände italienischer Art ist, die Seele ist urbayrisch und hat nichts zu tun mit der sorglosen Grazie venetianischer und bolognesischer Naturen. Am Inn kehren sich einige Häuser mit grellweißen Wänden und breit- und schwergewölbten Laubenöffnungen in jedem Stockwerk zum Wasser, umrankt von Weinlaub. Vogelkäfige hängen von der Mitte der Wölbungen, bunte Decken breiten sich zuweilen über die Brüstungen und Aprikosen blühen im steil unter den Lauben gelegenen Vorgärtchen. Das wäre italienisch, wenn nicht die Sauberkeit der milchweißen Wände und die Niedrigkeit der Laubenöffnungen die deutsche Art verriete, ganz abgesehen von dem alten Mann im Schlafrock und buntgestickten

Käppchen, den ich die lange Pfeife im sonnigen Laubenwinkel baffen sah.

In der Stadt sind geräumige Plätze und Straßen, wie in Italien, aber das Pflaster ist bayrisch grobköpfig und nicht minder sind es die Ochsengespanne, die über das Gestein rumpeln. Die Häuser sind glattwandig bis oben hin und schließen mit flachen Kanten ab. Die dahinter ansteigenden Dächer bleiben von der Straße her ungesehen, so daß man an Häuser mit platten Dächern glaubt. Die Wände sind hellfarbig, bald weiß, bald rosa, zitronengelb, grün oder wasserblau und von grünen und gelben Mauerflechten und Dutzender alter und älterer Übermalungen so buntscheckig und hochmalerisch wie in Italien. Und unten buchten sich große Lauben ein.

Das wäre also wieder ein Ave Italia, zumal auch vielfach die blauen oder grünen Holzladen an den Fenstern nicht fehlen. Aber aus den Dachrändern wachsen oft genug Zinnen und aus den Straßenecken Turmerker. Und an den Wänden hängen allenthalben flache gewichtige Erkerkästen, manchmal zu zweien und dreien übereinander, und dazu vermißt man die eisernen schmalen Balkone und die Balkontüren. Auch ist die ganze Art der Häuser um vieles schwerer, stampfender als in Italien, die Fenster verglast und geschlossen.

Die Erdgeschosse sind zyklopisch wuchtig, und ist es ein Wirtshaus, so steigt man auf ausgetretener breiter Holztreppe ins Obergeschoß, wo man die großräumige Küche und die nach der Straße sich wendende Gaststube findet. Darinnen sitzen an grundfesten langen Tischen und ebensolchen Bänken Bauern und Bäuerinnen und Wasserburger Stadtvolk. Letzteres ist gut genährt und in schlichter dunkler Kleidung, die beim jungen Volk zuweilen auch etwas firlefanzig ist, mit verwegen in den Nacken zurückgeschobenem Hut. Die Bauern aber, derb, hochaufgeschossene Gestalten, lang- und dünnbeinig und die Beine ein wenig gebogen, die schweren Füße nach innen gestellt, haben den runden Hut unverschoben auf dem Kopfe und legen ihn auch nicht beim Essen ab.

Wie die Beine sind auch ihre Arme lang und scheinen noch länger durch die kurzärmeligen, vorne offenen Jacken, die über den braunbehaarten Pranken die knochigen Handgelenke sehen lassen. Es gibt auch kleine, dicke Bauerngestalten, die in ihrer kugeligen Gedrungenheit das notwendige Gegenstück zu den großen bilden.

Die Bäuerinnen aber sitzen breit hingepflanzt am Tische, stark-

hüftig und mit rundum dickstoffig sich bauschenden Röcken und runden, flachen Hüten auf dem Kopfe. Sie, die man unwillkürlich wie einen Brummkreisel sich drehen sehen möchte, haben gleich den Männern einen gesegneten Appetit, der ihnen die steinernen Maßkrüge voll Bier und die großen Kalbshaxenportionen gründlich, aber dabei mit einem bäurisch vornehmen, lässigen Anstande vertilgen heißt.

Die Häuser erstrecken sich weit in die Tiefe. Es sind Massen von Stein in diese nach der Straße hin ziemlich schmalen Häuserkästen verbaut, und die Höfe sind nur winzige Schächte, die Treppenaufgänge in ihnen so eng und steil und kurzwinklig sich wendend, daß man sich wundert, wie die Wasserburger Gestalten diese Schwierigkeiten zu überwinden vermögen. Auch haben die Höfe nicht die malerische Schlampigkeit und Sonnenzermürbtheit der italienischen. Sie besitzen wohl auch eine helle Tünche und wenden sich in jedem Stockwerk mit einem Umgang von Seite zu Seite, aber ihr Aufbau ist massig, die Zierformen plump. Dafür sind sie aber doch um nichts weniger malerisch, nur daß der malerische Reiz nicht italienisch, sondern bayrisch ist, wie zum Beispiel im Apothekenhof am Marienplatz, wo gedunkelte Gemälde die Wände bekleiden, Blumen über das grobdurchbrochene kalkige Geländer hängen und eine altmodische Wanduhr hölzern die Stille durchtackt, in die von oben, je nach der Witterung, des Himmels wechselndes Auge schaut.

Betrachtet man die Straßen und die abbiegenden Gassenstücke, so sind die Feinheiten der hellen Farben und die azurn bläulichen Schatten an ihnen von einem Reiz, der eben sonst nur den Städten des Südens eigen ist. Aber da schnörkeln und strecken sich kraftbewußt in die leichte Luft hinein echtbayrische Wirts- und Gewerbeschilder und zaubern mit einem Strich deutsche Art in das italienische Trugbild. Überall klingen also heitere italienische Obertöne, aber die bayrische Grundbaßmelodie bleibt immer vernehmbar.

Zu hunderten sind die kleinen Winkelchen an den Lauben und Treppenaufgängen mit putzigen Guckfenstern und klappenden Türchen, die den Maler zu Skizzen reizen. Schwibbogen, oft zu dreien übereinander, spannen sich zwischen die Häuserkästen, der malerischeste wohl an der Hofstatt. Am Gries wuchern wie Pilze ländliche Häuslein übereinander, und geht man mit Andacht durch die erkergeschmückte Bruckstraße und freut sich des geschlossenen Straßenbildes mit der Uhr in der Mitte, was ein wenig an den Uhrturm

in der Lagunenstadt mahnt, so wendet man sich auf der hölzernen Innbrücke noch überraschter um und versenkt sich in den Farbentraum der Stadt von dieser Seite her. Über dem grünen Inn und der schwarzbraunen Bohlenbrücke, auf der der Schall der Schritte wohlig weich erstickt, prangt eine lichtgebadete Häuserreihe in seidigmattem Bunt. Links dazu das hochgetürmte weiße Burghaus

Wasserburg am Inn

mit Staffelgiebeln, rechts die kalkgelben hohen Innufer mit blauem Wald auf der Höhe.

Einen Tobel hat der Inn hier in dem Kalkboden ausgewaschen, und auf der in der Tiefe entstandenen Schwemminsel, später zur Halbinsel umgeschaffen, ist Wasserburg erbaut, bis auf einen schmalen Hügelkamm, der die Stadt mit dem Lande verbindet, von der malachitfarbenen Alpenflut umrauscht. Romantisch zerklüftet wie die Kreidefelsen der baltischen Küste sind die Tuffwände des Ufers mit den wilden Wiesen und würzigen Wäldern auf ihren Höhen.

Die stark eilenden Wasser, die die Gedanken nur zu leicht in die Weite, hier ins Donautief, dort in die Alpen und bis hinauf zu ita-

lienischen Bergriesen ziehen, werden ihre suggestive Gewalt schon im Mittelalter bei den Wasserburgern erprobt haben. Woher kämen denn sonst die alten und engen Handelsbeziehungen dieser Stadt, die doch selbst keine lockenden Handelswerte für Italien besaß? Woher denn auch sonst die italienische Art der Straßen und Häuser, wenn nicht durch Wasserburger Kaufleute, die bei ihren Reisen Gefallen an der südländischen Lebensweise gefunden und sie daheim angewandt hätten?

Aber in allen ernsteren Dingen, bei denen es sich um mehr als um Tand zur Verschönerung des Daseins drehte, blieb man germanisch bis in den kleinsten Knochen hinein. Wie herzlich und markig der aus der Blütezeit der Stadt datierende Spruch am Friedhofstor, der also beginnt:

„Rein, rein o frumer Christ,
der Du in Got entschlafen bist,
auf dissen Plan so mein vnd dein
verordnetes schlafkemmerlein ..."

Gut bayrisch sind die Kirchen der kleinen Stadt und ihre Kunst. Von außen ungeschickt und langgliederig wie ländliches Altbayernvolk. Der Turm der Frauenkirche, der ältesten Wasserburgs, ist heut' weniger als der kropfige Jakobiturm das Wahrzeichen der Stadt. Aber nie sollte vergessen werden, wie eng er mit dem Leben der Altbürger verwachsen war, wie er der vornehmste Wächter der Stadt war und von seiner Höhe aus die Geburt eines jeden Bürgersohnes durch stolze Fanfaren verkündet wurde. Auch wie von der Höhe aus zu Mittag das Bratlblasen erklang, das die beim Biere sitzenden Väter und Söhne daran gemahnte, daß daheim das Mittagbratl bereitstand.

Das Innere ist bei beiden Kirchen von gleich schöner Raumwirkung. Nur daß in der älteren Frauenkirche die gotischen Formen schwerer sind, noch den Choralton der romanischen Zeiten singen, wenn auch die Formen schon gotische sind. Die spätbarocke Zeit hat die Kirche mit Stuck und Malereien und ebensolchen Mobilien versehen, ohne daß dadurch der Raum wesentlich entstellt wäre. Nur Stilfanatiker können in ihr Häßlichkeit sehen. Anderen wird ihr Anblick Freude sein und die barocke Überkleidung nur eine Milderung der allzu strengen alten Formen bedeuten.

Wer letztere wenig gestört vor Augen haben will, wird sie im Innern der spätgotischen Jakobskirche finden, die durch einen

bischöflichen Baumeister Salzburgs im 15. Jahrhundert Gestalt erhalten hat. Bei diesen von palmenschlanken Pfeilern geteilten Hallen würde eine barocke Verbrämung schon weit mehr empfunden werden, als dies in der durch schwere, der barocken Art verwandte Massen ausgezeichneten Frauenkirche der Fall ist. Ein inbrünstig, ungehindert aufsteigendes Gebet sind die drei Hallen von Jakob. Ihre Gewölbegrate blühen aus Pfeilern heraus, deren Schaftglätte durch keine Kapitäle und Gesimse gebrochen wird, ein in Stein geprägtes frommes Aufatmen des Gemüts, dem aber der an Schlichtheit gewohnte Sinn der mittelalterlichen Menschheit sich beigesellen muß, um vollste Würdigung zu finden. Doch auch der sinnfremde Beschauer wird sich dem starken Eindruck willig hingeben müssen, den das Innere von St. Jakob auswirkt. Und man wird, obwohl es noch erhabenere Beispiele gibt, schon hier sich vor der Gewalt der Raumschönheit beugen und bekennen, daß die Gotik, gleich in welchem Lande sie ihre Hallen aufrichtete, einen Hochstand europäischer Kultur bedeutet, eine Höhe, wie sie bis heut' noch nicht wieder errungen ist, wenn man Renaissance, Barock und Rokoko nicht als Neuschöpfungen, sondern nur aus alten, schon vorhandenen Kunstformen entwickelt auffaßt.

Ein lehrreiches Vergleichsstück zu der gotischen Stilgewalt bietet in Wasserburg das am Marienplatz gelegene Kernsche Patrizierhaus. Man kann sich kaum eine reizvollere Fassade denken als diese in der entzückendsten Art des 18. Jahrhunderts geschmückte. Und doch, bei aller Grazie, die über dieses Haus gestreut ist, es dünkt nur wie eine Tändelei, eine verwehende, geistreiche Bemerkung, die nur Augenblickswert hat gegenüber der Gotik, bei der eine heilige Leidenschaft aus den verborgensten Tiefen des Menschenherzens zum Himmel aufbricht.

Rotbrauner salzburgischer Marmor ist das Material für die auffallend große Zahl guter Grabsteine, die in St. Jakobs Außen- und Innenwände eingelassen sind. Ein sehr guter Geschmack im landläufigen Sinne hat die Meister beseelt, und gewöhnlich wußten sie des Wesens Kern vorzüglich zu treffen. Aus der jüngsten reformatorischen Zeit stammen einige technisch nicht üble, aber doch geschmacklose Platten, die den Verstorbenen lang ausgestreckt als halbverwesten Leichnam zeigen, in dem Würmer und Schlangen wühlen. Äußerst gediegen ist hingegen eine Grabplatte, die fünf Familienwappen in Form kreisrunder Totenschilde oder Siegel aufweist. Die allerzierlichste Reliefarbeit ist aber der aus dem Anfang

des 15. Jahrhunderts stammende Gedenkstein, den Herzog Ludwig der Bärtige von Ingolstadt anläßlich der Verstärkung der Mauern Wasserburgs einfügen ließ. Kristallscharf sind noch heut' die Formen dieses nicht großen Steins, der eine alte, heut' kaum bekannte Legende wiedergibt, die romantische Brautwerbung des Königs Oswald um die Tochter des heidnischen Königs Aron. Neben dem bayrischen Herzogswappen und dem von Strahlenkranz und Krone umgebenen Spiegel des königlichen Brautwerbers sieht man auf einer Treppe in frauenhafter Anmut ein Mädchen sitzen, das einen Raben an einer Kette hält, den Vermittler des um das Jungfräulein werbenden Oswald.

Weit mehr als dieses kleine Schmuckstück fällt das gigantisch große Wandbild an der äußeren Chorseite in die Augen, obwohl seine Deutung durch zahlreiche verwirrende Spruchbänder erschwert und darum nicht vielen handgreiflich sein wird. Es ist ein Beleg für die schwülstige Darstellungsweise spätgotischer Religionssymbolik, jedoch immerhin erwähnenswert wegen seiner Seltsamkeit. Nur zwei Stücke sind mir bekannt, die diesem Bilde verwandt sind. Aber während das Wasserburger Wandgemälde das Verhältnis des Alten zum Neuen Bunde versinnbildet, behandeln die beiden anderen, das eine im Doberaner Münster zu Mecklenburg, das andere in der Kirche des schlesischen Dorfes Mollwitz, diesen Gegenstand nur nebenbei und stellen dafür eine allegorische Kreuzigung in den Vordergrund. Hier wie dort ist aber die Art und Weise auffallend ähnlich; auf allen dreien bildet die Kreuzigung die Mitte, nur ist die Symbolik der letzterwähnten Gemälde noch eigenartiger.

Das bayrische Wasserburg ist bezaubernd in seiner italienischen Hellfarbigkeit, wenn die Pfirsichblüten sich von den strahlenden Häuserwänden abheben. Am rassigsten aber dünkt es mich an sonnenglühenden, drückendwarmen Sommertagen. Doch wer das Glück hat, die malerischen Winkel der Stadt in einer warmen Sternennacht zu sehen und jenseits der Brücke, unter der die Wasser murmeln, es von der Höhe zu betrachten, wenn die blendend bläuliche Häusermasse mit hier und da erleuchteten Fenstern vom geistergrün irisierenden Schein des Wasserspiegels sich abhebt, wird glauben, ein Bild aus Tausend und eine Nacht vor sich zu haben, obwohl er von den orientalischen Gefilden durch Alpen und Meere getrennt ist.

19. Wertheim am Main

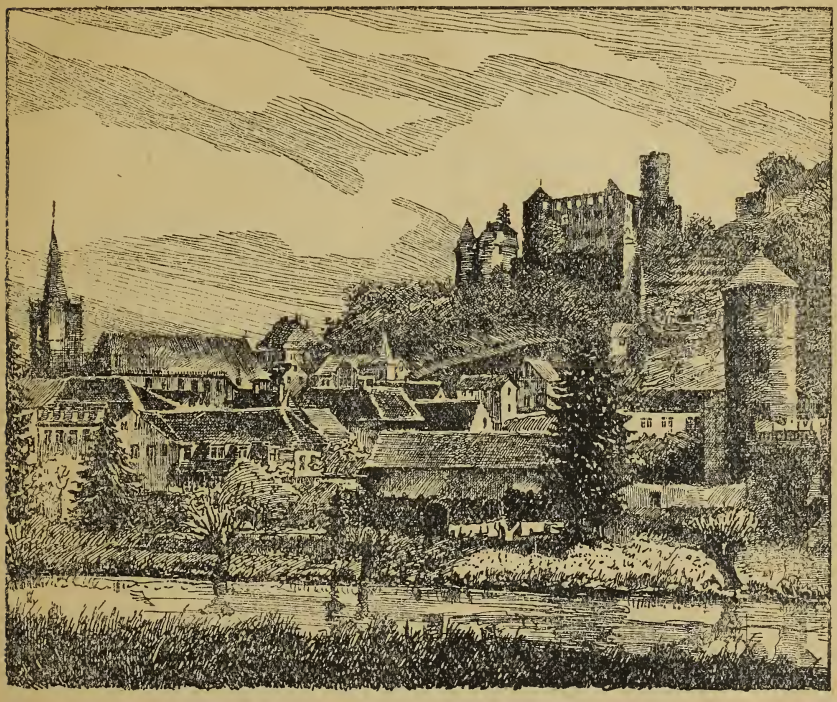
Wer nichts vermissen will, was ein Romantiker lieb hat, trauliche Gassen, alte Wachttürme, eine ganz unerhört stolz gen Wolken ragende Burg, herrliche Uferwinkel, sanftselige Überfähren, weinfrohe ländliche Dorf- und Vorstadtidyllen, sonnenwarme Talgründe und tannwipfelüberrauschte Berghöhen, der pilgere dorthin, wo die Tauber nach gemütvoller Wanderung durchs Frankenland ihre Wasser mit denen des Maines mischt. In dem leidlich ebenen Mündungswinkel dieser beiden Flüsse hat die Stadt Wertheim ihren Platz. Hart über ihm bauen sich die Berge mit Obsthainen und Wäldern auf, und der kühnste, turmsteilste, vorderste von ihnen trägt eine Burgruine, die aller Mainburgen Krone ist.

Nicht ganz so altertümlich wie Miltenberg oder das noch nähere Freudenberg, nicht ganz so zusammengedrängt wie diese Städtlein ist Wertheim. Doch guckt und lugt auch hier das Mittelalter aus allen Ecken, und die liebe, alte Zeit umfliegt hier noch die Gassen und Giebel, die Erker, Dächer und Türme der schönen Main-Tauberstadt.

Schön ist sie fürwahr. Man schaue sie nur von dem anderen Ufer der Tauber her und betrachte, wie herrlich sie das Landschaftsbild mit ihrer Häuserschar und Burg belebt! Man wandere einmal am Main und auch an der Tauber entlang und schaue, wie hier eine Gruppe alter Häuser, dort ein runzelreicher Turm zum Wasser niedersteigt, wie braune Fischernetze sich über die Uferbohlen oder zum Trocknen ans Land gezogenen Boote spannen und wie hängendes Gezweig von Trauereschen, Haselsträuchern und von träumerischen Tannen nach dem Wasser greifen, und wie über allem und den rötlichen Dächern sich die wie mit der Axt zugehackte Burg ins Blaue reckt.

Im Städtchen selbst geht der Weg durch krumme Gassen, über die sich hier und da alte Torbogen wölben, allmählich bergauf zum Marktplatz, wo einige wunderliche Fachwerkhäuser mit konveren Schauseiten stehen, und dann zum Platz nahe der Kirche, auf dem der Engelbrunnen inmitten einer Schar alter Häuser uns

wie ein voller Harfenakkord entgegentritt. Ähnliche und reichere Brunnenzierden gibt es manche im deutschen Lande, aber keine zweite, die so einfach und doch so stattlich sich gibt. Das 16. Jahrhundert hat hier ein Meisterwerk geschaffen wie so oft in solch kleinbescheidenen Städten. Freilich, die beiden pausbäckigen und dickbeinigen Engelchen zuhöchst, die geschwisterlich-verträglich ein Wappen vor



Wertheim, Tauberseite

sich halten, darf man eigentlich nur von vorn besehen, da sie von der Rückseite etwas gar zu wenig bekleidet sind, woran auch die hochgesträubten und gestrafften Flügelchen nichts zu ändern vermögen.

Und dann stehen wir vor dem Türbaldachin und dem benachbarten Chörlein am Portal der alten Pfarrkirche, beide so ungewöhnlich malerisch, daß einem das Herze lacht. Das Langhaus der dem 14. Jahrhundert entstammenden Kirche ist in der protestantischen Zeit recht, recht nüchtern geworden. Der Chor aber ist eine ganz und gar ungewohnte Überraschung und wirkt wie ein Jubelhymnus des Barock. In des Chores Mitte ein Baldachin-

grab, marmorn und aufwandsvoll. An der Stelle des Hochaltars deckt ein nicht weniger prachtvolles riesiges Epitaph die Wand, wie überhaupt der Chorraum mit Denkmälern rundum ausgekleidet ist.

Daß einige gotische Grabmäler und solche voll reinster Renaissanceformen dazwischen sich fügen, stört den barocken Gesamteindruck nicht, hebt vielmehr das Ganze, da sie willkommene Abwechslung in denselben tragen. Ein froh stimmendes Hell mit zarter Polychromierung einzelner Teile und leuchtenden Goldlinien verschönt die barocken Denkmäler, zu denen Gips und lichter Marmor verwendet ist, während einzelne ältere Epitaphe aus rötlichem Sandstein sind, samt und sonders Ruhestätten der hier beigesetzten Grafen von Löwenstein-Wertheim.

Und haben wir uns müde geschaut an der meisterlichen Steinmetztechnik, durch die besonders die Tumba Ludwigs II. von Löwenstein-Wertheim und das gewaltige Epitaph Michaels III., des letzten Wertheimer Grafen, hervorragen, dann steigen wir in behaglicher Ruhe, wie sie dem Wesen dieser Städteperle entspricht, zur Burg hinauf, auf der einst all die in der Kirche Ruhenden ihre Hofhaltungen hatten.

Fast zuviel des Schönen drängt sich auf dem Wege zusammen: Der altväterliche Kirchplatz, die malerisch umrahmte, adelsschöne Kilianskapelle mit ihrem eleganten Brüstungsgeländer zwischen den eigenartig durchbrochenen Strebepfeilern und der Rückblick auf die tiefliegenden Häuser und den Turm der Pfarrkirche mit seinem der Spitze anhaftenden kleinen Glockentürmchen entlassen uns nicht allzu rasch aus der kunstgeschmückten Erdentiefe.

Und haben wir die Höhe der Burg erreicht und stehen turmhoch selbst über dem goldenen Kugelknopf der Kirche, dann mangeln uns Worte ob der paradiesischen Ausschau, die sich vor uns erschließt. Die Ruine selbst aber ist wie das Schloß des mächtigen Zauberers Klingsor, der es mit seinen Künsten verführerisch phantastisch ausgestaltet hat. In der Tiefe hängender Gärten Pracht, winzige, buntgefachte Häuserchen, runde Tor- und Ecktürme, eine Welt für sich. Über ihr sonderbares Gehügel mit einzelnen Bäumen gleich Blumensträußen und auf der Höhe ein Platz, halb wilder Garten, halb Hof.

Aus der Ruine des einstigen Marstalls, der mit Säulenstücken und meterhohen Disteln, mit Efeu und Königskerzen erfüllt ist, schaut man zu diesem Platz hinauf, auf dem das Herrenhaus, der Palas

mit feinen wohlgeformten Fenstern, aufwächst und eine Brücke von ihm zum zyklopischen Burgfried leitet. In ihm steigt man hinauf und dann hinaus auf eine Altane, von wo man Gott und den Engeln weit näher ist als der Erde, und wo die Welt weltentief unter uns liegt, und wir fast alle Erdenschwere verlieren, daß nicht viel mangelt und wir selbst wie ein leichtes Blättchen in die Lüfte gehoben werden.

Eine grausig schöne Schau, mehr für Götter denn für Menschen geschaffen, ist es von hier oben in die Welt des Main- und Taubertals hinaus und auch in das steil unter uns liegende grüne Wirrsal der efeudurchprunkten Ruine, die bis in den 30jährigen Krieg hinein ein vornehm bestelltes Schloß der Grafen von Wertheim war.

Sonne liegt auf den Bergen und allen Dächern und durchspinnt die Lüfte mit goldenen Fäden. Von den Lüften getragen, dringt Glockengeläute aus dem Städtchen herauf, und auch drüben von dem Dorfe Kreuz-Wertheim mischen sich gedämpft sanftsilberne Klänge hinein. Und wie die frommen Töne hinauf zu den goldumrandeten Wolken wallen und darüber hinaus in den klarblauen Äther, kommt mir bei all der Schönheit der maindurchflossenen Landschaft das in den Städten und Dörfern hierorts noch heut' vom Volke gesungene ehrwürdig romantische, von deutscher Herzensinnigkeit kündende Kirchenlied in den Sinn: „O himmlische Frau Königin, durch alle Welt ein' Herzogin! Du Herzogin zu Franken bist; das Herzogtum dein eigen ist. Drum o Mutter, deine Hand halt über uns im Frankenland."

20. Wimpfen am Neckar

Es ist eine der Städte, zu denen man in keinem Fall bis vor das Tor mit der Bahn fahren, sondern, wenigstens eine halbe Meile vorher aussteigend, zu Fuß hinpilgern sollte. Mit heiliger Heiterkeit im Herzen, Wimpfen zu schauen wie Jerusalem. Tut es, und ihr werdet, ohne daß ihr Schwärmer zu sein braucht, vergessen, im Deutschland des 20. Jahrhunderts zu leben. Die Landschaft und die Stadt werden euch entgegentreten wie eine schöne Maid aus alten Tagen, mit geöffneten Armen und lächelndem Munde, mit glänzendem Stirnband und grünem Kleid unter dem wallenden Blondhaar, die Füße in Sandalen, die mit feinen Riemen sich über der reinen Haut kreuzen.

Und gegen den Abend hin müßte es sein, in Sommertagen. Dann wandelt der Neckar grundklar durch sein frischatmendes Tal, und die Häuser des Dorfes Jagstfeld stehen eng beisammen am Strom wie eine Schar von der Abendsonne beschienener Bauernbürger, deren angeflammte Gesichter der milde Spiegel klar wie ein Zauberbronnen wiedergibt.

Man hat Mühe, an Jagstfeld vorüber zu wandern. Denn es ist der Abendfriede selbst, und unsere Seele lechzt nach solchem Bilde. Aber drüben lockt wie eine Walhalla die himmlische Fata Morgana, Wimpfen. Erdgeboren und doch die Verklärung von Götterwelten an den Zinnen und Mauern und den alten Wänden tragend. Ist es nicht seltsam, daß eine Stadt tausendmal schöner sein kann als andere zur Zeit der Abendsonne, obwohl doch dieselben Strahlen und dieselbe Glutmenge alle treffen? So ist es doch wohl mit solchen Orten etwas Besonderes, als haben die mächtigen Kräfte der Natur ihre erkorenen Lieblinge, und liebkosen und verhätscheln sie.

Nirgend anderswo treten die Wolken mit leuchtenderen und herrlicheren weißen Burgen heran, als an die Türme von Wimpfen. Sie ziehen von Westen herbei wie ein Heer titanischer Luftgeister, lassen die Himmelsbläue unten im Tal bei den Wiesenblumen und dem gleitenden Neckarspiegel, berühren auch nicht die schattige Baum-

woge am Berghang, die märchenhaft gleich der Blüte einer Nachtviole erschimmert, sondern überfallen die in Abendgluten sich dehnenden Türme und Dächer auf der Zinne des Hanges und bäumen sich dort zu göttergroßen Burgen gegen den Zenith, der verwundern macht, daß man nicht stracks Gottvater und seinen Engelchor erblickt.

Und währenddessen führt uns der hartkrustige Weg durch die Wiesen nach Wimpfen im Tal. Pappeln stehen am Rain, und ihre Zweige biegen sich in den Hüften, ihre grünmilchigen Blätter flirren lächelnd. Die entfernteren Weiden nur schauen etwas bockig und stutzig herüber auf den ins Reich der Schönheit Wallenden. Ich winke fröhlich den Mißtrauischen zu und lache dem Orte entgegen, der mit seinen zusammengerückten Baumgruppen auf den Uferwiesen des Flusses sitzt. Eine mit Blumen tändelnde Schöne, die meiner wartet.

Hochwuchernde Blumenwildnis am Dorfrande und smaragdene Schattenkreise unter den Bäumen des Strauches. Versonnenheit in der breiten Hauptstraße, zu deren Seiten die großen Höfe liegen. Einzelne unter ihnen sind Gedichte von beinahe bauernfremder Feinheit, sind formvollendete Gebilde. Und wie die Natur diese Steine liebt! Die klaräugigsten Blumen und die haarfeinsten Gräser sind auf die Mauern der Hoftore und auf die Dächer geklettert wie mutwillige Amoretten und äugeln vergnüglich herab auf ihre Brüder und Schwestern am staubigen Saum der Straße.

Dem ältesten und schönsten Hause gegenüber die Stiftskirche, auf einem tief in die Erde gesunkenen blanken Steinparkett stehend wie die Tempelpracht einer altrömischen Basilika. Am ersten Portal, das in die Augen fällt, lachen uns schlankleibige Heilige und zwischen ihnen die Mater Dei mit dem Kinde entgegen. Ich habe noch nie ein Portal mit so auffallend lachenden und lächelnden Heiligen gesehen. Aber wie könnte man in diesem Paradies griesgrämige Gesichter meißeln! Hier, wo in allen Schenken der Wein in den Gläsern glänzt und der Himmel auf die Erde gekommen ist! Und trotzdem Dank dem Unbekannten, der diese fröhlichen Heiligen an der Kirchentür schuf.

Und Dank überhaupt den Künstlern, die die Stiftskirche schufen. Sie pflanzten eine Blume französischer Grazie an den deutschen Neckar. Das Gestein ist von einem unvergleichlich feinen, zum Teil bläulichen Hell. Es ist heut' noch so makellos wie vor 700 Jahren. Und wenn man über seine Glätte hinstreicht, man tut es unwillkürlich,

aus einem bestimmten Drange heraus, so ist es, als fühle man eine Menschenhand. Dieser bläuliche Kalkstein ist feinkörnig und seelisch wie griechischer Marmor, hat aber weit mehr Wärme als das totenkalte, schneeige Fleisch der attischen Berge.

Innen steht harrende Schönheit wie ein hochaufgerichteter Engel mit bleichem, adelsschönem Gesicht und weitgebreiteten dunklen Fittichen. In der Kühle und Dunkelheit des Raumes blühen die Glasgemälde und die gesparte Zier der Wände nur wie vereinzelte, mehr oder weniger leuchtende Blumen auf dem Gewande des Engels. Die Schönheit der Raumwirkung ist das allein Beherrschende, das, was alle Sinne gefangen hält und alles andere Denken mit sanfter Gewalt ausschaltet.

Wimpfen im Tal. Im Kreuzgang

Der Raum ist ein Engel, der den Weg zum Paradiese hütet. Das Paradies ist der Kreuzgang. Ein paar Stufen steigt man aus dem Boden der Kirche hinauf. Tageswärme umfängt unseren Körper und eine himmlische Stille, in der das Leben unter den Augen Gottes blüht. Die Arkadenöffnungen sind versteinte, langgestielte Blumen, der Hof selbst ist wie ein Urquell der Natur, ein Winkelchen aus dem Paradiese. Ein großer Holunderbusch, Akazien, Lebensbäume und Efeu sind fröhlich demütig, wie wahre Kinder Gottes, lehnen sich schmeichelnd an die Mauern, und der Efeu rankt in anmutigem Gehänge über die Balustraden in die überwölbten Gänge hinein, wo die Grabsteine der Chorherrn an den Wänden ruhen. In diesem weltentrückten Frieden vergißt man leicht sein Dasein und verliert den Maßstab für Raum und Zeit.

Anders ist der Friede im Lindenhain vor der Kirche. Weicher Rasen leuchtet unter seinem dunklen Kronendämmer. Ein Tor, der

hier vorübergeht, ohne sich auszustrecken und in die durchsummten Blättermassen hinaufzuträumen. Der Himmel glänzt durch die grüne Nacht in metallischer Bläue wie der Flügelschmelz exotischer Falter. Zur Erde aber, von den Lindenstämmen gegliedert, wölbt sich der keusche Leib der Kirche, und zur Seite stehen, mit mäßigen Zwischenräumen, vier Rokokohäuser in einer Reihe, früher das Heim der Stiftsherren. Sie sind von überraschender Grazie, kleine, wohlgestimmte Solitüden, die, obwohl alle verschieden, von fast gleichem Reiz sind. Ich glaube, man könnte eher auf ein Schloß mit hundert Sälen verzichten als auf ein solches Haus.

Am nahen Ausgange des Dorfes löst man sich aus dem Banne der Schönen im Tal. Wimpfen am Berg blickt herab, und der Weg zieht sich im Grünen sehnsüchig steil hinauf. Unwirklich, duftig wie azurner Rauch stehen die Türme gegen die verklärt leuchtenden Wolkengebirge des Himmels, wie Schemen einer Zeit, von der nur die Geschichte und die Steine wissen, die im übrigen in Luft und Rauch zergangen ist: Die Hohenstaufenzeit. Nachtvoll in Wolkenhöhen verwehende Klänge. Faszinierende Gemälde tauchen aus den Lüften. Des zweiten Friedrich, des Sizilianers marmorblasses Gesicht schaut uns an. Aus den Orangengärten des Südens, aus der mit arabischen Wohlgerüchen beschwerten Luft palermitanischer Palasthallen erscheint er 1218 am Neckar, um eine Burg bauen zu lassen.

Es sind nicht die Bauleute, die seinem Großvater den byzantinischen Prunk in die Waidgefilde zwischen Vogelsberg und Spessart zauberten. In Wimpfen baute man nordischer, barbarischer. Die Arkaden mit den kurzstämmigen Säulchen erinnern nur äußerlich an Gelnhausen. Die rosenfingrige Feinheit ist denen zu Wimpfen fremd. Dafür setzte man zwei Turmkolosse. Darauf verstanden sich die Deutschen von jeher. Sie ließen den roten und den blauen Turm auf dem felsigen Plan des Wimpfener Berges wachsen, felsgeborene Steinpfähle, die sich in den Himmel spießen. Wenn man dicht an ihrer Mauer steht und an ihnen emporspäht, meint man, daß ihre Spitzen das Weltgewölbe berühren. Sie schießen förmlich in die Lüfte.

Ein, zwei Jahrhunderte kaiserlicher Besuche, kaiserlicher Pomp, dann Verfall, und heute nichts als die beiden seit 700 Jahren sich reckenden Türme und ein paar Mauern mit Arkadenöffnungen. Dazu, eine Häuserreihe tiefer, ein hoch und schmal gespanntes gotisches Tor, ungeheuer gebieterisch und mit ungeheuer malerischem Nieder- und

Wimpfen am Berg. Gassenbild

Durchblick. Sonst aber ist die Vergangenheit gründlich ausgelöscht, und das Ganze ist nur noch eine Prachtkulisse für den Blick aus der Ferne und, wenn man hinzutritt, ein Toter, von dem aber nicht einmal das Gerippe, nur ein paar starke Knochen übrig geblieben sind. Kleines und großes Häusergehäuf und Bauernhöfe mit Dungstätten, Scheunen, Gärtchen und Winkeln voller Gerümpel nehmen die Stätte ein, an der einst Kaiser wohnten. Ein Bild, nicht eigentlich anziehend, aber auch nicht ganz ohne Reiz.

Das Wunder von Wimpfen liegt nicht auf dem Eulenberg, wie die mit plattigem Felsgestein und denkbar großköpfigem Pflaster überwirkte Höhe genannt wird. Es birgt sich tiefer, in den gedrängten Gassen der darunter hängenden Stadt. Und in den Häusern. Zwischen viel Unbedeutendem viel Bedeutendes. Und dieses hebt sich heraus wie Meisterwerke in einer Bildergalerie. Unglaublich Schönes gibt es, und man ist bald so verwöhnt, daß man vieles gar nicht mehr auffallend findet, was in anderen Städten als hochbedeutsame Zierden paradieren würde.

Es ist ein Lodern und Schwelgen in Farben und Formen, daß man sich für bezaubert hält. Grünliche und bläuliche Schatten an den Wänden, leidenschaftliches Aufglühen roter Blumenkelche an den mürben Fenstern und Altanen. In den Dachwinkeln gesammelte Inkarnation tieffarbigster Veilchen und Rubine; Niederblick auf Häuser, deren Dächer Scharlachfetzen, deren Wände Goldgewebe, deren Fenster Scheiben, aus bunten Edelsteinen geschnitten, sind. Lilafarbene Gassentiefen und unwahrscheinlich hohe und schmale Häuserfronten, ineinandergezwängt mit Dächern, die wie schiefgesetzte Mützen darauf balanzieren.

Und über allem der Himmel, dieser wunderbare Himmel von Wimpfen, dieses heroische Gedicht aus reinster Luft und Lichtmeere bergenden Wolken!

Selten sind Bäume in diesen Orgien der Farben. Wo sie aber neben einem Hause ihre dunklen Schirme wölbend vorstrecken, wirken sie beruhigend wie ein erzähltes Kindermärchen.

Am luftigen, hintersten Eck der Stadt horstet die nüchterne Masse der Dominikanerkirche und ihrer Nebengebäude. Aber das Dachtürmchen mit der sarmatischen Zwiebelhaube und der Blick von dem kleinen, von Entengrütze überbreiteten Pfühl auf die ungeschlachte Baumasse machen alles wieder gut. Der Teich mildert die Grobheit des Eindrucks, zieht den steifen Bau schmeichelnd zu sich nieder.

Und überall an den Häusern wie an den Gassen ist es die Verklärung des Alters, das liebevolle Zusammenwachsen mit der Natur, was sie und mithin die Stadt so wundersam macht. Viele der Häuser sind höchst gebrechliche Greise und dabei von einem äußerst bizarren Grundriß und Aufbau. In solchen Häusern könnten eigentlich nur Hexen, Wichtelmänner, Däumlinge, Menschenfresser und Riesen wohnen, und man wundert sich, wenn gutgenährte Alltagsleute aus den Fensterchen schauen und in den Türen erscheinen, oder wenn ein nacktfüßiges Büblein auf der Schwelle mit den Beinen baumelt und singt: Schwarzbraunen Kaffee, den trink ich so gern, schwarzbraune Mädchen, die küss' ich so gern ...

Von dem grünen Tümpel am Dominikanerkloster steigt man auf die wellige Hochfläche hinter der Stadt und schaut diese in ihrem amphitheatralischen Aufstreben: Ein deutsches Jerusalem, ergreifend in seiner mittelalterlichen Echtheit. Das ist die altdeutsche Stadt, wie sie leibt und lebt, das ist aber auch die erlesenste Schönheit, wie sie reiner und natürlicher nicht gedacht werden kann. Nichts anderes kann sich besser der deutschen Landschaft vermählen wie diese ineinander verwachsenen Häuser mit den grüngoldenen Wänden, den unregelmäßigen Fenstern, Toren, Türen und Gassenritzen, den blutroten Dächern und den Türmen, deren Spitzen der Himmel in Duft auflöst, daß sie wie Blütenblätter der Kornblume von den Wolken widerleuchten. Die Dächer sind rotflammende Gebirge, aus goldenen Hängen und blauen Tiefen aufwachsend.

Erschütternd ist das Schwinden des Lichts in dieser mittelalterlichen Vision. Die Glut auf den Zinnen erkaltet; über das Gold wandern rauchgraue und blaubleiche Schatten. Nur hier und da perlt noch ein rotblitzender Funke, ein goldbrennender Fleck, bis auch diese erlöschen, bis das letzte Leuchten erstirbt und die Stadt allgemach ganz in Schatten sich hüllt und erst dann wieder zu seltsamem Scheinleben erblüht, wenn der Mond den Geist der rätselreichen Häuser weckt.

Bilderverzeichnis

		Seite
1.	Titelbild: Wimpfen am Berg	
2.	Allendorf, Marktplatz	10
3.	Blick auf Allendorf	15
4.	Besigheim, Häuser an der Enz	19
5.	Büdingen, Am Mühlentor	22
6.	Büdingen, Im Schloßhof	25
7.	Dinkelsbühl, Am Faulen Turm	28
8.	Dinkelsbühl, Straßenbild	29
9.	Eichstätt, Marktplatz mit Willibaldsbrunnen	34
10.	Fritzlar, Gassenbild	39
11.	Fritzlar, Treppenaufgang an der Minoritenkirche	45
12.	Gelnhausen, Marienmünster	48
13.	Gelnhausen, Barbarossapfalz	50
14.	Laubach, Schloß	55
15.	Lauffen am Neckar	60
16.	Lemgo, Rathaus	66
17.	Meersburg am Bodensee	70
18.	Michelstadt, Marktplatz mit dem Rathaus und Brunnen	76
19.	Michelstadt, Schloß Fürstenau	80
20.	Miltenberg, Marktplatz	84
21.	Ostheim, Gassenbild mit Türmen der Kirchenburg	90
22.	Nordheim mit Kirche und altem Wehrturm	90
23.	Rothenburg, Am Plönlein	98
24.	Rothenburg, Am Klingenturm	101
25.	Rothenburg, Portal des alten Rathauses	104
26.	Runkel an der Lahn	107
27.	Soest, Am großen Teich, dahinter die Wiesenkirche	111
28.	Wasserburg, Gassenbild	121
29.	Wasserburg am Inn	124
30.	Wertheim, Tauberseite	129
31.	Wimpfen im Tal, Kreuzgang der Stiftskirche	134
32.	Wimpfen am Berg, Gassenbild	136

Die Zeichnungen Nr. 11, 13, 14, 21, 22, 27 sind von Adolf Kraemer, alle übrigen von Willy Neuhaus, Arnsberg ausgeführt

PRESERVATION REVIEW

5/04 _____ _____

UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 062010662